

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Unter dem Birnbaum.

Von Ch. Fontane.

1.

Vor dem in dem großen und reichen Oberbruchdorfe Tschschin — halbem Wege zwischen Küstrin und Frankfurt — um Michaeli 20 eröffneten Gasthaus und Materialwaaren-

geschäfts von Abel Gradtschek (so stand auf einem über der Thür angebrachten Schilde) wurden Säcke, vom Flur her, auf einem mit zwei mageren Schimmeln bespannten Banerwagen geladen. Einige von den Säcken waren nicht gut gebunden oder hatten kleine Löcher und Nigen und so sah man denn an dem, was herausfiel, daß es Hopfenkörner waren. Auf der Straße neben dem Wagen aber stand Abel Gradtschek selbst und sagte zu dem Mann vom Rad her auf die Reichel steigenden Knecht: „Und nun vorwärts, Jakob, und grüße wie demselben Quas.“ Und jag ihm, bis Ende der Woche müßt' ich das Geld haben, Leist in Wriepen warte schon. Und wenn Quas nicht da ist, so bestelle der Frau meinen Strauß und sei hübsch manierlich. Du weißt ja Bescheid. Und weißt auch, Mädchen hält auf Komplimente.“

Der als Jakob Angeredete nickte nur statt aller Antwort, setzte sich auf den vordersten Kapsel und trieb beide Schimmeln mit einem schläfrigen „Häh“ an, wenn überhaupt von antreiben die Rede sein konnte. Und nun klapperte der Wagen nach rechts hin den Fahrweg hinunter, erst auf das

Bauer Dethsche Gehöft sammt seiner Windmühle (womit das Dorf nach der Frankfurter Seite hin abschloß) und dann auf die weiter draußen am Oberbruch-Damm gelegene Oelmühle zu. Gradtschek sah dem Wagen nach, bis er verschwunden war, und trat dann in den Hausflur zurück. Dieser war breit und tief durch ein paar Holzsäulen und zwei dazwischen angepaante Hängematten von einander getrennt waren. Nur in der Mitte hatte man einen Durchgang gelassen. An dem Vorspur lag nach rechts hin das Wohnzimmer, zu dem eine Stufe hinaufführte, nach links hin aber der Laden, in den man durch ein großes, fast die halbe Wand einnehmendes Schiebefenster hineinschauen konnte. Früher war hier die Verkaufsstelle gewesen, bis sich die zum Vornehmtum geneigte Frau Gradtschek das Herumtrampeln auf ihrem Flur verboten und auf Durchbruch einer richtigen Laden- thür, also von der Straße her, gedrungen hatte. Seitdem zeigte dieser Vorspur eine gewisse Herrschaflichkeit, während der nach dem Garten hinausführende Hinterflur ganz dem Geschäfte gehörte. Säcke, Citronen- und Apfelsinentisten standen hier an der einen Wand entlang, während an der andern übereinandergeschichtete Fässer lagen, Delfässer, deren stattliche Reihe nur durch eine zum



Froni. Nach dem Oelgemälde von D. Fechner jun.

Keller hinunterführende Fallthür unterbrochen war. Ein sorglich vorgelegter Keil hielt nach rechts und links hin die Fässer in Ordnung, so daß die untere Reihe durch den Druck der oben aufliegenden nicht ins Rollen kommen konnte.

So war der Flux. Gradtschek selbst aber, der eben die schmale, zwischen den Kästen und Vassänen freigelassene Gasse passierte, schloß, halb ärgerlich halb lachend, die trotz seines Verbotes mal wieder offenstehende Fallthür und sagte: „Dieser Junge, der Ede. Wann wird er seine fünf Sinne beisammen haben!“

Und damit trat er vom Flux her in den Garten.

Hier war es schon herbftlich, nur noch Asten und Reseda blühten zwischen den Buchsbaumrabatten und eine Hummel umsummte den Stamm eines alten Birnbaums, der mitten im Garten hart neben dem breiten Mittelsteige stand. Ein paar Möhrenbeete, die sich, sammt einem schmalen mit Kartoffeln besetzten Aderstreifen, an eben dieser Stelle durch eine Spargel-Anlage hinzogen, waren schon wieder umgegraben, eine frische Luft ging, und eine schwarzgelbe, der nebenanwohnenden Wittwe Jeschke zugehörige Kaze schlief, muthmaßlich auf der Sperrlingsfuche, durch die schon hoch in Samen stehenden Spargelbeete.

Gradtschek aber hatte dessen nicht Acht. Er ging vielmehr rechnend und wägend zwischen den Rabatten hin und kam erst zu Betrachtung und Bewußtsein, als er, am Ende des Gartens angekommen, sich umsah und nun die Rückseite seines Hauses vor sich hatte. Da lag es, sauber und freundlich, links die sich von der Straße her bis in den Garten hineinziehende Regelpahn, rechts der Hof sammt dem Küchenhaus, das er erst neuerdings an den Laden angebaut hatte. Der kaum vom Winde bewegte Rauch stieg sonnenbeschienen auf und gab ein Bild von Glück und Frieden. Und das alles war fein! Aber wie lange noch? Er sann ängstlich nach und fuhr aus seinem Sinnen erst auf, als er, ein paar Schritte von sich entfernt, eine große, durch ihre Schwere und Reife sich von selbst ablösende Malvasierbirne mit eigenthümlich dumpfem Ton aufplatzen hörte. Denn sie war nicht auf den harten Mittelsteig, sondern auf eins der umgegrabenen Möhrenbeete gefallen. Gradtschek ging darauf zu, bückte sich und hatte die Birne kaum aufgehoben, als er sich von der Seite her angerufen hörte:

„Dag, Gradtschek. Joo, et wahrd nu Tied. De Malvesieren kimmten all von jütwist.“

Er wandte sich bei diesem Anruf und sah, daß seine Nachbarin, die Jeschke, deren kleines, etwas zurückgebautes Haus den Blick auf seinen Garten hatte, von drüben her über den Himbeersaum kuckte.

„Ja Mutter Jeschke, 's wird Zeit,“ sagte Gradtschek. „Aber wer soll die Birnen abnehmen? Freilich wenn Ihre Linc hier wäre, die könnte helfen. Aber man hat ja keinen Menschen und muß alles selbst machen.“

„Na, Se hebbn joo doch den Jungen, den Ede.“

„Ja, den hab ich. Aber der pflüdt blos für sich.“

„Dat fall woll sien,“ lachte die Alte. „Gen in't Töppten, een in't Kröppfen.“

Und damit humpelte sie wieder nach ihrem Hause zurück, während auch Gradtschek wieder vom Garten her in den Flux trat.

Hier sah er jetzt nachdenklich auf die Stelle, wo vor einer halben Stunde noch die Rapsfäcke gestanden hatten, und in seinem Auge lag etwas, als wünsch' er, sie ständen noch am selben Fleck oder es wären neue statt ihrer aus dem Boden gewachsen. Er zählte dann die Fässerreihe, rief, im Vorübergehen, einen kurzen Befehl in den Laden hinein und trat gleich danach in seine gegenüber gelegene Wohnstube.

Diese machte neben ihrem wohllichen zugleich einen eigenthümlichen Eindruck, und zwar, weil alles in ihr um vieles besser und eleganter war, als sich's für einen Krämer und Dorf-Materialisten schickte. Die zwei kleinen Sophas waren mit einem hellblauen Atlasstoff bezogen und an dem Spiegelpfeiler stand ein schmaler Trumeau, weißlackirt und mit Goldleiste. Ja, das in einem Mahagoni-Rahmen über dem kleinen Klavier hängende Bild (allem Anscheine nach ein Stich nach Claude Lorrain) war ein Sonnenuntergang mit Tempelruinen und antiker Staffage, so daß man sogleich fragen dürfte, wie das alles hierherkomme? Passend war eigentlich nur ein Stehpult mit einem Bitter-Kuffas und einem Ruckloch darüber, mit Hilfe dessen man, über den Flux weg, auf das große Schiebefenster sehen konnte.

Gradtschek legte die Birne vor sich hin und blätterte bei Kontobuch durch, das aufgeschlagen auf dem Tische lag. Um ihn her war alles still und nur aus der halboffenenstehenden Hinterstube vernahm er den Schlag einer Schwarzwälder Uhr.

Es war fast, als ob das Tiktad ihn störe, wenigstens ging er auf die Thür zu, anscheinend um sie zu schließen; als er indessen hineinsah, nahm er überrascht wahr, daß seine Frau in der Hinterstube saß, wie gewöhnlich schwarz aber sorglich gekleidet, ganz wie Jemand der sich auf Figurmachen und Toiletten Dinge versteht. Sie flocht eifrig an einem Kranz, während ein zweiter, schon fertig an einer Stuhllehne hing.

„Du hier, Urjel! Und Kränze! Wer hat denn Geburtstag?“

„Niemand. Es ist nicht Geburtstag. Es ist blos Sterbetag.“

„Sterbetag Deiner Kinder. Aber Du vergißt alles. Blos Dich nicht.“

„Ah, Urjel, laß doch. Ich habe meinen Kopf voll Wunden. Du mußt mir nicht Vorwürfe machen. Und dann die Kinder. Nun ja, sie sind todt, aber ich kann nicht trauern und klagen, daß sie's sind. Umgekehrt, es ist ein Glück.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Und ist nur zu gut zu verstehen. Ich weiß nicht aus noch ein und habe Sorgen über Sorgen.“

„Worüber? Weil Du nichts Rechtes zu thun hast und nicht weißt, wie Du den Tag hinbringen sollst. Hinbringen sag' ich, denn ich will Dich nicht kränken und von todtschlagen sprechen. Aber sage selbst, wenn drüben die Weinstube voll ist, dann fühlst Du nichts. Ah, das verdamnte Spiel, das ewige Knöcheln und Tempeln. Und wenn Du noch glücklich spieltest! Ja, Gradtschek, das muß ich Dir sagen, wenn Du spielen willst, so spiel wenigstens glücklich. Aber ein Wirth, der nicht glücklich spielt, muß davon bleiben, sonst spielt er sich von Haus und Hof. Und dazu das Trinken, immer der schwere Ungar, bis in die Nacht hinein.“

Er antwortete nicht und erst nach einer Weile nahm er den Kranz, der über der Stuhllehne hing, und sagte: „Hübsch. Alles was Du machst, hat Schick. Ah, Urjel, ich wollte, Du hättest bessere Tage.“

Dabei trat er freundlich an sie heran und streichelte sie mit seiner weißen fleischigen Hand.

Sie ließ ihn auch gewähren und als sie, wie beschwichtigt durch seine Liebstojungen, von ihrer Arbeit aufsah, sah man, daß es ihrer Zeit eine sehr schöne Frau gewesen sein mußte, ja, es war es beinahe noch. Aber man sah auch, daß sie viel erlitten hatte, Glück und Unglück, Lieb' und Leid, und durch alle diese schwere Schulen gegangen war. Er und sie machten ein hübsches Paar und waren gleichaltrig, Anfang vierzig, und ihre Sprech- und Verkehrsweise ließ erkennen, daß es eine Reizung gewesen sein mußte, was sie vor länger oder kürzer zusammengeführt hatte.

Der herbe Zug, den sie bei Beginn des Gesprächs gezeigt, wich denn auch mehr und mehr, und endlich fragte sie: „Was drückt es wieder? Eben hast Du den Raps weggeschickt, und wenn Leist das Del hat, hast Du das Geld. Er ist prompt auf die Minute.“

„Ja, das ist er. Aber ich habe nichts davon, alles ist blos Abschlag und Zins. Ich steck tief drin und leider am tiefsten bei Leist selbst. Und dann kommt die Kratauer Geschichte, der Reisende von Olzjewski-Goldschmidt und Sohn. Er kann jeden Tag da sein.“

Gradtschek zählte noch anderes auf, aber ohne daß es einen tieferen Eindruck auf sie gemacht hätte. Vielmehr sagte sie langsam und mit gedehnter Stimme: „Ja, Würfelspiel und Würfelsellen . . .“

„Ach, immer Spiel und wieder Spiel! Glaube mir, Urjel, es ist nicht so schlimm damit und jedenfalls mach' ich mir nicht d'rans. Und am wenigsten aus dem Lotto; 's is alles Thorheit und weggeworfen Geld, ich weiß es, und doch hab' ich wieder ein Loos genommen. Und warum? Weil ich heraus will, weil ich heraus muß, weil ich uns retten möchte.“

„So, so,“ sagte sie, während sie mechanisch an dem Kranz weiter flocht und vor sich hin sah, als überlege sie, was wohl zu thun sei.

„Soll ich Dich auf den Kirchhof begleiten?“ frug er, als ihn ihr Schweigen zu bedrücken anfing. „Ich thu's gern, Urjel. Sie schüttelte den Kopf.“

„Warum nicht?“

„Weil, wer den Todten einen Kranz bringen will, wenigstens an sie gedacht haben muß.“

Und damit erhob sie sich und verließ das Haus, um nach dem Kirchhof zu gehen.

Grabsched sah ihr nach, die Dorfstraße hinauf, auf deren rothen Dächern die Herbstsonne flimmerte. Dann trat er wieder an sein Pult und blätterte.

2.

Eine Woche war seit jenem Tage vergangen, aber das Spielglück, das sich bei Grabsched einstellen sollte, blieb aus und das Lottoglück auch. Trotz alledem gab er das Warten nicht auf und da gerade Lotterie-Ziehzeit war, kam das Viertellos gar nicht mehr von seinem Pult. Es stand hier auf einem Ständerchen, ganz nach Art eines Fetisch, zu dem er nicht müde wurde, respektvoll und beinahe mit Andacht aufzublicken. Alle Morgen sah er in der Zeitung die Gewinn-Nummern durch, aber die seine fand er nicht, trotzdem sie unter ihren fünf Zahlen drei Sieben hatte und mit sieben dividirt glatt aufging. Seine Frau, die wohl wahrnahm, daß er litt, sprach ihm nach ihrer Art zu, nüchtern aber nicht unfreundlich, und drang in ihn „daß er den Lotterieticket wenigstens vom Ständer herunternehmen möge, das verdröste den Himmel nur und wer dergleichen thäte, krieger statt Rettung und Hilfe den Teufel und seine Sippchaft ins Haus. Das Loos müsse weg. Wenn er wirklich beten wolle, so habe sie was Besseres für ihn, ein Marienbild, das der Bischof von Hildesheim geweiht und ihr bei der Firmelung geschenkt habe.“

Davon wollte nun aber der beständig zwischen Aber- und Unglauben hin und her schwankende Grabsched nichts wissen. „Geh mir doch mit dem Bild, Ariel. Und wenn ich auch wollte, denke nur, welche Beschercung ich hätte, wenn's einer merkte. Die Banern würden lachen von einem Darfende bis ans andere, selbst Erth und Zigel, die sonst keine Miene verziehen. Und mit der Kaiser-Freundschaft wär's auch vorbei. Daß er zu Dir hält, ist doch bloß weil er Dir den katholischen Unsin ausgetrieben und einen Platz im Himmel, ja vielleicht an seiner Seite gewonnen hat. Dem mit meinem Anspruch auf Himmel ist's nicht weit her.“

Und so blieb denn das Loos auf dem Ständer und erst als die Ziehung vorüber war, zerriß es Grabsched und streute die Schnitzel in den Wind. Er war aber auch jetzt noch, all seinem spöttlich-überlegenen Gerede zum Trotz, so schwach und abergläubisch, daß er den Schnitzeln in ihrem Fluge nachjah und als er wahrnahm, daß einige die Straße hinauf bis an die Kirche geweht wurden und dort erst niedersielen, war er in seinem Gemüthe beruhigt und sagte: „Das bringt Glück.“

Gleich hing er wieder allerlei Gedanken und Vorstellungen nach, wie sie seiner Phantasie jetzt häufiger kamen. Aber er hatte noch Kraft genug, das Neg, das ihm diese Gedanken und Vorstellungen überwerfen wollten, wieder zu zerreißen.

„Es geht nicht.“

Und als im selben Augenblick das Bild des Reisenden, dessen Anmeldung er jetzt täglich erwarten mußte, vor seine Seele trat, trat er erschreckt zurück und wiederholte nur vor sich hin: „es geht nicht.“

So war Mitte Oktober heran gekommen.

Im Laden gab's viel zu thun, aber mitunter war doch ruhige Zeit und dann ging Grabsched abwechselnd in den Hof, um Holz zu spalten, oder in den Gärten, um eine gute Sorte Tischkartoffeln aus der Erde zu nehmen. Denn er war ein Feinschmecker. Als aber die Kartoffeln heraus waren, fing er an, den schmalen Streifen Land, darauf sie gestanden, umzugraben. Ueberhaupt wurde Graben und Gartenarbeit mehr und mehr seine Lust und die mit dem Spaten in der Hand verbrachten Stunden waren eigentlich seine glücklichsten.

Und so beim Graben war er auch heute wieder, als die Fesche, wie gewöhnlich, an die die beiden Gärten verbindende Heckenhür kam und ihm zusah, trotzdem es noch früh am Tage war.

„De Tüffeln sinn joa nu rut, Grabsched.“

„Ja, Mutter Fesche, seit vorgestern. Und war diesmal 'ne wahre Freude; mitunter zwanzig an einem Busch und alle groß und gesund.“

„Joa, joa, wenn een's Glück hebben fall. Na, Se hebben't, Grabsched. Se hebben Glück bi de Tüffeln un bi de Malvesieren ook. I, Se möten joa woll 'n Scheffel 'rummerstükt hebb'n.“

„D mehr, Mutter Fesche, viel mehr.“

„Na, bereden Se't nich, Grabsched. Nei, nei. Man fall nix bereden. Dot sien Glück nich.“

Und damit ließ sie den Nachbar stehen und humpelte wieder auf ihr Haus zu.

Grabsched aber sah ihr ärgerlich und verlegen nach. Und er hatte wohl Grund dazu. War doch die Fesche, so freundlich und zuthulich sie that, eine schlimme Nachbarschaft und quackalberte nicht bloß, sondern machte auch sympathetische Kuren, besprach Blut und wußte, wer sterben würde. Sie sah dann die Nacht vorher einen Sarg vor dem Sterbehause stehen. Und es hieß auch, „sie wisse wie man sich unsichtbar machen könne“, was, als Grabsched sie seinerzeit danach gefragt hatte, halb von ihr bestritten und dann halb auch wieder zugestanden war. „Sie wisse es nicht; aber das wisse sie, daß frisch ausgelassenes Lamm-Talg gut sei, versteht sich von einem ungeborenen Lamm und als Licht über einen rothen Wollfaden gezogen; am besten aber sei Harnkrautjamen in die Schuh oder Stiefel geschüttet.“ Und dann hatte sie herzlich gelacht, worin Grabsched natürlich einstimmt. Trotz dieses Lachens aber war ihm jedes Wort, als ob es ein Evangelium wär, in Erinnerung geblieben, vor allem das „ungeborene Lamm“ und der „Harnkrautjamen“. Er glaubte nichts davon und auch wieder alles, und wenn er, seiner sonstigen Entschlossenheit unerachtet, schon vorher eine Furcht vor der alten Dexe gehabt hatte, so nach dem Gespräch über das sich Unsichtbar machen noch viel mehr.

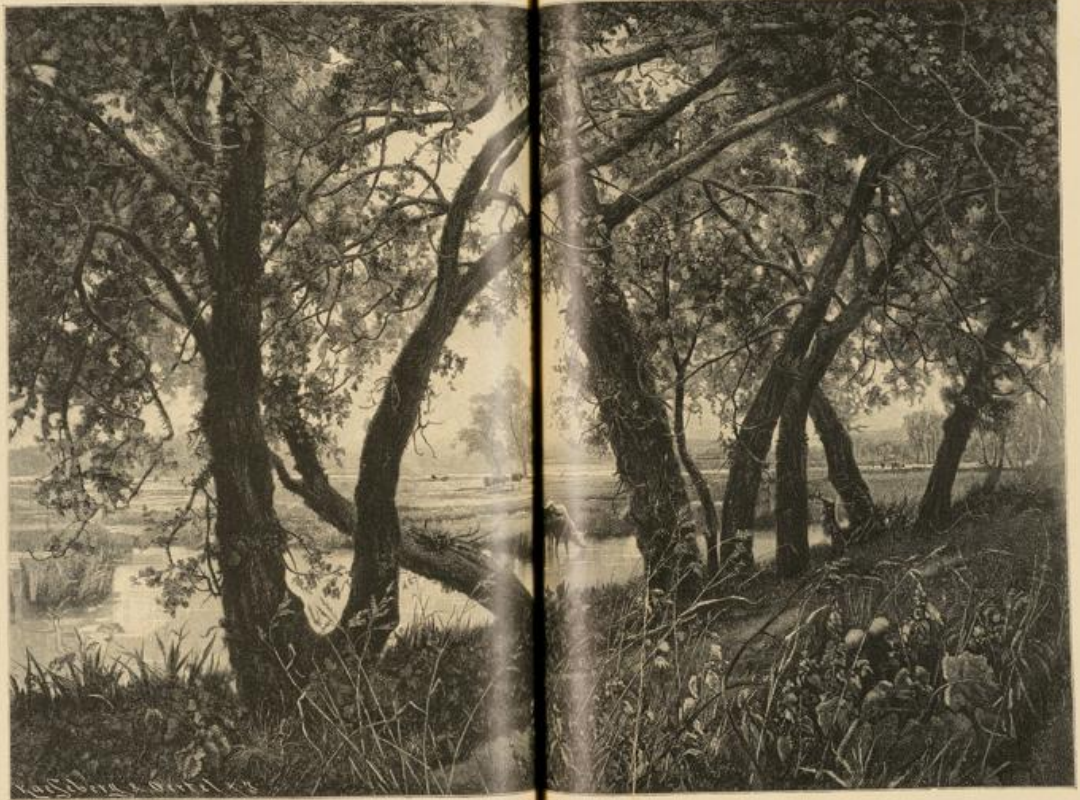
Und solche Furcht beischlich ihn auch heute wieder, als er sie, nach dem Morgengeplauder über die „Tüffeln“ und die „Malvesieren“ in ihrem Hause verschwinden sah. Er wiederholte sich jedes ihrer Worte: „Wenn een's Glück hebben fall. Na, Se hebben't joa, Grabsched. Awers bereden Se't nich.“ Ja, so waren ihre Worte gewesen. Und was war mit dem Allem gemeint? Was sollte dies ewige Reden von Glück und wieder Glück? War es Leid oder wußte sie's besser? Hatte sie doch vielleicht mit ihrem Hokusfokus ihm in die Karten gekuckt?

Während er noch so sann, nahm er den Spaten wieder zur Hand und begann rüstig weiter zu graben. Er warf dabei ziemlich viel Erde heraus und war keine fünf Schritt mehr von dem alten Birnbann, auf den der Ackerstreifen zulief, entfernt, als er auf etwas stieß, das unter dem Schnitt des Eisens zerbrach und augenscheinlich weder Wurzel noch Stein war. Er grub also vorsichtig weiter und sah alsbald, daß er auf Arm und Schulter eines hier verscharrten Todten gestoßen war. Auch Zeugnisse kamen zu Tage, zerklüftet und gebräunt, aber immer noch farbig und wohlgerhalten genug, um erkennen zu lassen, daß es ein Soldat gewesen sein müsse.

Wie kam der hierher?

Grabsched stützte sich auf die Krücke seines Grabseits und überlegte. „Soll ich es zur Anzeige bringen? Nein. Es macht bloß Bekläßch. Und Keiner mag einkehren, wo man einen Todten unterm Birnbaum gefunden hat. Also besser nicht. Er kann hier weiter liegen.“

Und damit warf er den Armknochen, den er ausgegraben, in die Grube zurück und schüttete diese wieder zu. Während dieses Zuschüttens aber hing er all jenen Gedanken und Vorstellungen nach, wie sie seit Wochen ihm immer häufiger kamen. Kamen und gingen. Heute aber gingen sie nicht, sondern wurden Pläne, die Besitz von ihm nahmen und ihn, ihm selbst zum Trotz, an die Stelle bannten, auf der er stand. Was er hier zu thun hatte, war gethan, es gab nichts mehr zu graben und zu schütten, aber immer noch hielt er das Grabseits in der Hand und sah sich um, als ob er bei böser That ertappt worden wäre. Und fast war es so. Denn unheimlich verzerrte Gestalten (und eine davon er selbst) umdrängten ihn so faßbar und leibhaftig, daß er sich wohl fragen durfte, ob nicht andere da wären, die diese Gestalten auch sähen. Und er lugte wirklich nach der Zaunstelle hinüber. Gott sei Dank, die Fesche war nicht da. Aber freilich, wenn sie sich unsichtbar machen und sogar Todte sehen konnte, Todte, die noch nicht tot waren, warum sollte sie nicht die Gestalten sehen, die



Das Bild zeigt die
Blick auf die
Blick auf die

jetzt vor seiner Seele standen? Ein Grauen überlief ihn, nicht vor der That, nein, aber bei dem Gedanken, daß das, was erst That werden sollte, vielleicht in diesem Augenblicke schon erkannt und verrathen war. Er zitterte, bis er, sich plötzlich aufrassend, den Spaten wieder in den Boden stieß.

„Nun ja. Ein dummes altes Weib, das gerade klug genug ist, noch Dämmerung hinter's Licht zu führen. Aber ich will mich ihrer schon wehren, ihrer und ihrer ganzen Todtentüdererei. Was ist es denn? Nichts. Sie sieht einen Sarg an der Thür stehen und dann stirbt einer. Ja, sie sagt es, aber sagt es immer erst, wenn einer todt ist oder keinen Athem mehr hat

oder das Wasser ihm schon aus Herz stößt. Ja, dann kann ich auch prophezeihen. Alte Heze, Du sollst mir nicht weiter Sorge machen. Aber Urjel! Wie bring' ich's der bei? Da liegt der Stein. Und wissen muß sie's. Es müssen zwei sein.“

Und er schwieg. Bald aber fuhr er entschlossen fort: „Ah, bah, es wird sich finden, weil sich's finden muß. Noth kennt kein Gebot. Und was sagte sie neulich, als ich das Gespräch mit ihr hatte? Nur nicht arm sein. . . Armuth ist das Schlimmste.“ Daran halt' ich sie; damit zwing' ich sie. Sie muß wollen.“

Und so sprechend, ging er, das Grabsteine gewehrüber nehmend, wieder auf das Haus zu. (Fortsetzung folgt.)

Eine Ruderfahrt auf der Themse.

Von Willh. F. Brand. Mit Illustrationen von Richard Pätzner.

Es ist recht erfreulich wahrzunehmen, daß der Ruderport in Deutschland in den letzten Jahren einen so wesentlichen Aufschwung genommen; allein den in dieser Hinsicht in England herrschenden Zuständen kommt derselbe doch noch lange nicht gleich. Das mag auch Manchen gar nicht wünschenswerth erscheinen — namentlich solchen, die nie ein Ruder in der Hand gehabt. Es mag Einzelnes in dieser Beziehung bei den Engländern

in der That auf die Spitze getrieben sein, aber das Rudern hat doch auch seine außerordentlichen Vortheile und Annehmlichkeiten mittelbar und unmittelbar. Deß ward ich jüngst so recht auf einer dreitägigen Themsefahrt inne. Ein verheiratheter Freund, der als trefflicher Ruderer bekannt und einmal sogar zur Mitwirkung an der ganz England alljährlich in Aufregung versetzenden Oxford and Cambridge boat race von seinen Kommilitonen ausgewählt worden war, hatte mich aufgefordert, diese

Fahrt mit ihm, seiner Frau, zwei anderen Damen und einem dritten Herrn zu unternehmen. Da ich schon verschiedene kleine Ruderfahrten mit ihnen gemacht und mich allemal herrlich vergnügt hatte, so nahm ich die Einladung gern an.

Unser Boot, die „May“, war aus Mahagoni geschnitten, mit Gold reich verziert und so leicht und elegant, man brauchte nur einen schiefen Mund zu machen, so fing es schon an zu schaukeln. Hätte aber Jemand ein wenig den Kopf hängen lassen, es wäre unfehlbar umgestürzt. So sagte wenigstens mein Freund, und die Folge war denn auch die heiterste Laune auf allen Seiten. Derselbe wachte mit unerbittlicher Strenge darüber, daß kein irgendwie entbehrliches Gepäck das Boot beschwerte. Ich glaube, er hatte von vornherein die vulgäre Absicht, mit jedweden Boote zu wettrennen, jedenfalls aber von keinem sich überholen zu lassen. Nur in Bezug auf Mitnahme von Proviant gab es für ihn keine Schranken, um so mehr aber in Bezug auf die Kleidungsstücke, von denen kein Extrastück erlaubt wurde. Als die Damen sich hiermit nicht zufrieden geben wollten und ohne ein zweites Kleid nicht glaubten fertig werden zu können, mußten sie sich dazu verstehen, dieses an einen Gasthof, wo wir für die zweite Nacht Zimmer genommen, voranzuschicken, um es dort für das erstere umzutauschen.

Wir waren sammt und sonders in Weiß gekleidet, wie Tausende von anderen Rudern, die wir auf dem Flusse trafen. Unsere Damen trugen eine Art Finette, während die Herren nur mit der allgemein üblichen dünnen Flanellblouse, entsprechendem

Beinkleide und Schuhen bekleidet waren. Gürtel, Halsbinden und Hutfächer waren Oxford (dunkel-)blau so wesentlichen Besatz der Damenkleider. Ja, wir mußten ein „pretty sight“ (netter Anblick) gewesen sein! — Nur die nothwendigsten Regenmäntel und Decken waren gestattet, und als reiner Luxusartikel nur eine kleine englische und eine — deutsche Plagge, eine Aufmerksamkeit, auf die ich zu Anfang nicht wenig stolz war. Mühe mir doch nicht, welches Ungemach sie mir hinterdrein bereiten sollte.

Solchermaßen ausgestattet, war die „May“ mit der Bahn nach Oxford gesandt, sodas wir nur stufabwärts zu rudern hatten. Von hier bis Richmond, wo meine Freunde zu Hause sind und das in geringer Entfernung oberhalb Londons liegt, beträgt die Entfernung ungefähr hundert englische Meilen — gerade genug für drei Tage! Nach Oxford fuhren denn auch wir mit der Bahn, und

hier in der altehrwürdigen hübschen Universitätsstadt gingen wir an Bord. Das rechte Flussleben fängt indeß hier erst ganz allmählich an. Nur wenige Dutzende von Booten trafen wir den ersten Tag. Beginnt doch die eigentliche Themse erst 17 Meilen abwärts von Oxford und wird bis dahin vielfach nur als Isis oder Ouse bezeichnet. Erst wo die Thame sich mit der Isis verbindet, wird die „Thamesis“ oder „Thames“ daraus.

Die Gegend ist hier idyllisch einfach und still, wie sie uns die Illustration von der Hand C. Lawson's vorführt. Der Künstler hat sich mit den dürftigsten Anhaltspunkten begnügt und doch ein Bild entworfen, das auf den ersten Blick die Themse erkennen läßt, die Themse mit ihren klaren Fluthen, die nur hier und dort von Feldern von Wasserlilien bedeckt wird, die Themse mit der üppigen Vegetation ihrer lieblichen Uferpartien, mit der reichen frischen englischen Grün, das so viel grüner ist, als in anderen Ländern; denn wie die Frauen und Mädchen Englands durch die zarte Feinsche ihres Teints sich auszeichnen, so ist für eine englische Landschaft das frische Kobalt, das darüber ausgehaucht, charakteristisch. Und warum sollte nicht das Eine von dem Andern sich herleiten!

Die erste Nacht brachten wir in dem kleinen Ort Goring zu. Die Gegend wird nun immer schöner. Wohlgepflegte Parkanlagen mit kurzgeschorenen, spiegelglatten Rasenflächen wechseln ab mit blumigen Wiesen und malerischen Hügelketten. Wie mundete es doch da, wenn wir nach einer schweren Fahrt auf einem schön gelegenen Inselchen oder am schattigen Ufer eines Lager aufschlugen und einen rechten englischen Picknick abhielten!



Forsthaus in den Wäldern von Cliveden.



Eton-College.

Und wie sich die englischen Damen auf ein solches Leben verhalten! Ganz irrig wäre es aber, ihnen deshalb die Eigenschaft, die sie selbst so passend mit „fast“ bezeichnen, zuschreiben zu wollen, nur weil sie das Ruder zu handhaben und einem Püchlein vorzuziehen wissen. Wohlgestüttere Mädchen und Frauen, als diejenigen, die uns begleiteten, gibt es gewiß nicht. Dagegen erlaubte ihre Gegenwart an sich schon die Freuden und Annehmlichkeiten der Fahrt in hohem Grade, um so mehr, als wir durch keinerlei Bexpöppelung ihrerseits in der Erreichung des uns vorgewiesenen Zieles bedingt wurden.

Mit Zunahme der Schönheiten des Flusses wurde auch das Leben auf demselben ein regeres. Das zeigte sich nun vornehmlich bei den vielfachen Schleusen, die, auf der Strecke von Oxford bis London in einer Anzahl von nicht weniger als 40 errichtet, das Gefälle des Flusses auf ein Minimum beschränken und so selbst das Rudern flussaufwärts zur Leichtigkeit machen. Hier trafen wir oftmals mit 30 bis 40 Booten zusammen. Mehr vermochte eine einzige Schleufe selten zu fassen. Es mußten also manche Bootsgenossen noch außerhalb derselben bleiben. Diejenigen aber, welche hineingekommen waren, fanden drinnen, nicht selten eng aneinander gedrängt, Muße genug, sich gegenseitig genauer Musterung zu unterziehen. Sobald aber das untere Wasserthor sich öffnete, ging's mit raschem Eifer — ja hin und wieder auch mit nichtsichtslosem Ungestüm! — durch dasselbe hindurch, sodaß die außerhalb harrenden Boote, die flussaufwärts wollten, flüchtiger Weise sich hart an den Ufern hielten, um dem Anprall möglichst auszuweichen.

Nach der kurzen Rast in der Schleufe tauchten nun die Ruder mit erneuter Kraft in die Fluth, und in dem entstehenden Gewirre wollte Niemand gern zurückbleiben. Bald aber ward es uns klar, daß man unserem Boote insbesondere den Vorrang nicht gewähren wollte. Es war offenbar die deutsche Flagge auf demselben, welche die weltüberbegehrigen Engländer reizte wie das rothe Tuch des Torador den Stier in der Arena. Es giebt viele Ruderer, die, wie die Bauern auf der Brautfahrt, die Omnibusfahrer auf der Suche nach Passagieren, es nicht über sich ergehen lassen können, daß Jemand sie überholt. Was Wunder, wenn man da eine ausländische Flagge auf den heimischen Gewässern nicht vorüber lassen wollte. Meine Freunde und Bootsgenossen waren aber nicht minder eifersüchtig. Ohne ein Wort, ohne einen Blick mit den Insassen anderer Boote auszutauschen, ruderten sie, anscheinend mit ungeheurer Nonchalance, in Willkürlichkeit aber oft weitenweit unter entsetzlicher Anstrengung, nur um sich nicht überholen zu lassen. Sie waren aber — selbst die Damen — so rudererwandelt, daß ich mich im Stillen einer gewissen schüden Freude nicht erwehren konnte ob der Triumphe, die unsere deutsche Flagge auf englischen Gewässern davontrug, eine Freude, die — es war gewiß unrecht von

mir — durch den Umstand, daß es Engländer waren, die unter der deutschen Flagge Engländer besiegten, keineswegs vergällt wurde, denn so oft ich an die Reihe kam, mit Jemand zusammen zu rudern, änderte sich die Sache regelmäßig. Dann schienen unsere Rivalen stets besonders geschickt zu sein. Ich weiß nicht, wie es kam — aber wir blieben dann meistens zurück! Das hätte mir nun wenig ausgemacht, wäre die deutsche Flagge nicht gewesen. Ach, die Flagge, die Flagge! Schon dachte ich ernstlich daran, zu proponiren, daß wir dieselbe einzögen — wenigstens wenn ich mitruderte; aber konnte ich mich so erniedrigen? — Keineswegs! — Und so habe ich denn gerudert und gerudert — fürs Vaterland! fürchte aber, demselben wenig Ehre gemacht zu haben.

Zu dem Pläze, wo alljährlich die großartigste internationale Regatta der Welt stattfindet, Genes, kamen wir noch an demselben Tage. Wie es zur Zeit der Regatta dort aussieht, davon dürfte unsere Illustration S. 545 ein anschauliches und zugleich naturwahreres Bild geben.

Auch deutsche Ruder-Bereine — wie der Frankfurter und Hamburger — haben zu wiederholten Malen ihre Vertreter hieher geschickt und sich oft durch ihre tüchtigen Leistungen in den Wettkämpfen Anerkennung erworben.

In Great Marlow verbrachten wir die zweite Nacht. Von hier kamen wir am nächsten Morgen bald an die schönsten Strecken, welche die Themse aufzuweisen hat. Cootham und Elveden, der prächtige Landsitz des Herzogs von Westminster, sind reizende Punkte. Das Schloß selbst ist vom Flusse aus leider nicht sichtbar, doch wird das Auge durch die dazu gehörigen prächtigen Waldungen nebst einigen Förstereihäuschen genügend entschädigt. Nicht minder schön sind Maidenhead und Burnham Beeches, der Lieblingsaufenthalt des Dichters Gray. Daran reiht sich in einiger Entfernung die königliche Residenz Windsor, deren prächtige Lage schon Wilhelm dem Eroberer bemerken ließ, daß er sich ein Schloß daselbst errichtete. Dieses wurde später von Heinrich I. vergrößert und Georg IV. veranlagte nahezu eine Million Pfund Sterling zur Verschönerung desselben. Und ein gar herrlicher stolzer Bau ist es geworden. Auf der anderen Seite des Flusses liegt Eton, bekannt durch das von Heinrich VI. gegründete Eton-College, die vornehmste Hochschule Englands.

Doch Bauen ganz anderer Art zogen nun immer mehr unsere Aufmerksamkeit an: Häuser im Flusse selbst, schwimmende Häuser, die immer zahlreicher an molerischen Punkten des Ufers anzutreffen waren. Dieselben erinnern lebhaft an eine Arche Noah, doch sind sie meistens sehr elegant und mit einem platten Dache versehen, das vortreffliche Kubeisige gewährt. Man sieht sie von den verschiedensten Größen. Zuweilen nur zwei, manchmal auch mehr als ein halbes Duzend Zimmer enthaltend, scheinen sie wie für die Zeit der Hitzewochen geschaffen. Werden ihre Bewohner des Aufenthalts an einer Stelle müde, so brauchen sie nur einen Dampfervorspannen zu lassen. Und wohnen sie heute bei Windsor,



Windsor-Castle.

so steht ihr Hans morgen vielleicht bei Henken, ein Romadenleben, das für ein paar Sommerwochen nicht idyllischer gedacht werden kann. Anders ist die Sache schon mit den kleinen Leinwandzelten, die je näher bei London, in um so größeren Häufen auf Inseln und am Gestade aufgeschlagen sind. Wunderliche Liebhaberei! Es sind die Schlafstätten junger Leute, von denen manche Morgens und Abends eine weite Reise in die City und zurück nicht scheuen, nur um im Stände zu sein, die Nacht im Freien zuzubringen. Es geht in solchen Zeltlagern recht munter zu, namentlich bei Regenwetter, wo der Vorsicht halber eine mehr als doppelte Quantität des süßlichen „brandy and soda“ eingenommen wird; ein derartiges Nachtlager mag abhärten in seiner Weise, ob es aber im allgemeinen der Gesundheit zuträglich, dürfte doch zweifelhaft sein.

Inzwischen sind wir der Hauptstadt näher und näher gekommen. Immer zahlreicher werden allerart Boote, immer zahlreicher aber nun auch die Cobden's und noch gewöhnlichere Elemente der Hauptstadt, die in den Booten sitzen. Schon sind wir an den schönen Städtchen Weybridge und Walton vorüber, da steigt der prächtige Palast von



Richmond an der Themse.

Epilepsie.

Eine kleine Mittheilung von Geheimrath von Nussbaum in München.

Nur weil ich darum ersucht bin, über diese Krankheit Mittheilungen zu machen, thue ich es, denn es ist nicht gut, über eine Sache zu schreiben, von welcher man sehr wenig Bestimmtes weiß und über welche verschiedene bedeutende Gelehrte sehr verschiedene, einander sich geradezu widersprechende Ansichten haben.

Ich will deshalb meine Mittheilung recht kurz machen und nur das sagen, was mir zweifellos erscheint.

Wir verstehen unter Epilepsie tonische Krämpfe (Zuckungen), Konvulsionen, welche zu jeder Tageszeit und auch bei Nacht oft ganz plötzlich, ohne alle Vorläufer eintreten, manchmal aber eine sogenannte Aura haben, ein Vorläuferstadium, das dem Kranken die Gewissheit giebt, daß jetzt bald ein epileptischer Anfall kommen wird. Eine solche Aura besteht oft in einem Kitzeln oder Ziehen in einem Gliede, oder in einem Schwindel- und Schauergefühl im Kopfe, oder Ohrensausen und vielem Andern. Viel häufiger stürzt aber der Kranke ohne alle Vorläufer plötzlich mit einem Schrei wie vom Blitze getroffen ganz bewusstlos mit stieren Augen, den Kopf hinten übergebogen, zusammen und hat nicht mehr Zeit, eine scharfe Denklante oder einen harten Eckstein zc. zu vermeiden. Während er Schaum vor dem Munde hat und die Daumen kräftig einzieht, starre Pupillen und ein violettrothes Gesicht zeigt, wirft und wälzt es ihn drei bis fünf Minuten lang unbarmherzig am Boden herum, bis das unregelmäßige, meist verlangsamte röchelnde Athmen ruhiger wird, das Dunkelroth im Gesicht einer auffallenden Blässe Platz macht und ein tiefer Schlaf eintritt. Dieser dauert oft einundeinhalb bis zwei Stunden und thut dem Kranken sehr wohl, obgleich er aus ihm noch müde erwacht. Während des Anfalles kommen die Kranken selten in Lebensgefahr, außer sie zer schlagen sich den Kopf an einer Mauer oder stürzen von großer Höhe und knicken sich die Wirbelsäule und das Rückenmark. Nur ganz selten entsteht durch gehemmten Blutrückfluß im Kopfe eine Apoplexie. Ueberhaupt sterben Epileptische meist an anderen Krankheiten, welche vor dem Eintritt der Epilepsie schon vorhanden waren, worunter die Tuberkulose eine Hauptrolle spielt. Es sind ja gewöhnlich kränkliche junge Leute, welche von dieser gefürchteten Krankheit ergriffen werden.

Hampton Court vor unseren Augen auf. Ursprünglich vom Kardinal Wolsey erbaut, wurde derselbe, um nicht den Reiz des Königs zu erregen, Heinrich VIII. von jenem zum Geschenk gemacht und ist seitdem oftmals der Wohnsitz königlicher Personen gewesen. An Hampton Court schließt sich der durch seine unvergleichlichen Alleen von Kastanienbäumen berühmte Bushey-Park. Etwas weiter stromabwärts liegt das schon aus der Sachsenzeit rühmlich bekannte Kingston. So können wir kaum einen Nuderschiffen thun, ohne durch hervorragende historische Erinnerungen fesselt zu werden. Doch schon lächelt das trauliche Richmond freundlich zu uns herüber, und die vom Abendlicht vergoldeten Zinnen einzelner auf dem Hügel erbauter Herrenhäuser ma-

vornehmlich des bekannten Star and Garter Hotels erblänken in stolzer Pracht. Doch noch ehe wir ihnen nahe kommen, ist der Glanz dem Silber schein gewichen. Der Mond ist aufgegangen. In geringer Entfernung unterhalb Richmond hören die Klippsteinheiten auf. Das Lichtermeer von London erleuchtet das Firmament. Die Themse wie Weltstrom, aber für den Nuderschiffen hier zu Ende.

Wenn man Epileptische nach dem Tode untersucht, findet man keine bestimmten Veränderungen. Einmal werden diese, das andere Mal jene Hirntheile krank gefunden. Blutüberfüllung, Verhärtung, Erweichung, Ergüsse, eindringende Knochenwucherung des Schädels — das Verschiedenste wird gesehen. Noch mannigfaltiger aber sind die Ursachen, welche Epilepsie erzeugen.

Besonders disponirt hierzu sind Kinder, namentlich rachitische und strophulöse, junge Leute, das weibliche Geschlecht mehr als das männliche, ferner Kinder von Eltern, welche der Teufel erbeuten waren. Endlich kann die Epilepsie von Krankheiten der verschiedensten Organe erzeugt werden, Hirn- und Rückenmarkskrankheiten stehen oben an, aber auch Krankheiten von Brust, Bauch, Nieren u. s. w., können Epilepsie erzeugen, Körperverletzungen, welche mit unverrückbaren Narben geheilt sind, sind man schon sehr oft als Ausgangspunkt dieser Krankheit. Zu gehende Narben anderer Körpertheile wurden auch schon Ursache der Epilepsie. Eine ganz große Rolle spielt aber die Vererbung. Ganze Stammbäume verzeichnen dieses Unglück. Furcht, Jock-Schrecken, namentlich Schrecken über einen gesehenen Anfall wirken oft auf das Bestimmteste als Ursache bezeichnet. Es ist nicht schwer, herauszufinden, welche dieser vielen Ursachen in diesem oder jenem Falle Veranlassung gab, und weil die Heilung der Epilepsie meist nur nach Entfernung der Ursache gelingt, ist auch die Heilung eine recht seltene. Man rechnet im Durchschnitt von 20 Kranken nur Einer geheilt wird. Jene Fälle, welche während des Zahnens entstanden sind, bieten die hoffnungsvollsten Aussichten. Als ein günstiges Zeichen wird auch angesehen, wenn ein Ausschlag oder eine Blutung wieder zurücktritt, bei deren Verschwinden Epilepsie aufgetreten war.

Manchmal werden viele Heilveruche ohne jeden Erfolg gemacht, wahrscheinlich, weil man die wahre Ursache der Krankheit nicht entdeckte. Geht es besser, so werden die Anfälle seltener und weniger heftig; es kommt auch vor, daß die Epilepsie vollständig aufhört und nie wiederkehrt, obwohl Niemand weiß, warum sie verschwunden, und Niemand weiß, warum sie kam. Manche Menschen haben überhaupt nur Einen epileptischen Anfall.

vom Kardinal
d des Königs
gemacht und
onen gewo-
verweilich-

ganzen Leben, andere haben wieder
deci bis vier Jahre einen Anfall,
während viele in wenigen Jahren Tausende
Anfällen haben bei Tag und bei Nacht,
bei Lieb und Freund.

Die Anfälle bestimmte
ein, so daß die Aerzte zu dem
Glauben kommen, es handle sich
um eine Art Wechselfieber. Bei vielen
kommen nur Anfälle, wenn sie sich ver-
kälten, stark aufregen, eine
Zugestrichen zuziehen u. Die Folgen der
epileptischen Anfälle sind oft sehr traurige,
namentlich wenn die Anfälle in sehr kurzen
Intervallen auftreten. In armen Familien,
wo man die Kranken nicht überwachen
kann, giebt es natürlich in Folge des
epileptischen Zusammenfallens viele Bein-
brüche, Verrenkungen, Wunden u. dgl. m.

Die Kranken werden nach und nach
schwach an Körper und Geist, verlieren das
Bewußtsein, werden sogar ganz blödsinnig.
Doch geht es nicht bei allen so übel. Es
gibt sogar eine große Anzahl von Bei-
spielen, wo sich der Geist trotz vieler epilep-
tischer Anfälle staunenswerth entwickelte
und Großes leistete.

Die Geschichte erzählt von ganz
herausragenden Männern, welche bestän-
dig an Epilepsie gelitten haben. Julius
Cesar, Peter der Große, Mohammed,
Ludwig V., Rousseau, Napoleon I. und selbst
der weltberühmte Newton waren davon
befallen.

Von Laien werden öfters die krampf-
haften Zuckungen nervöser Frauen mit
Epilepsie verwechselt. Aufmerksamem Aerzten
dürfte dies wohl kaum begegnen, denn
epileptische nervöse Frauen verlieren das
Bewußtsein gewöhnlich nicht ganz, stürzen
nicht so plötzlich zusammen, schäumen nicht
und drehen die Daumen nicht so ein. Auch
folgt der Schlaf nicht so unmittelbar auf
den Anfall wie bei Epileptikerinnen. Eine
große Uebung und Aufmerksamkeit erfordert
es aber hier und da, simulirte Anfälle
von wahren zu unterscheiden. In einem
Zuchthause lernte ich einen Simulanten
kennen, der den sehr tüchtigen Hausarzt
jährelang täuschte.

In Zuchthäusern bekommen nämlich
solche Sträflinge, welche an Epilepsie leiden,
mancherlei Erleichterungen. Man giebt
ihnen ein weiches Bett, nähert sie besser
und schont sie in verschiedener Weise. Der
oben besprochene Simulant hatte jährelang
alle Wochen zwei bis drei Anfälle, so daß
ihm vom Hausarzt jede erlaubte Erleich-
terung verschafft wurde. Im Uebermuth
stellte derselbe seinem Nebensträflinge mit,
daß er ganz gesund sei und die Epilepsie
nur simulirte. Der Nebensträfling denunzirte
ihn beim Arzte, und dieser ließ den Simu-
lantem kommen und stellte ihn mit dem
Bemerkten zur Rede: wenn er Alles offen
eingestehet, so werde er nicht angezeiget und
könne alle seine Erleichterungen behalten,
wenn er aber lüge, so lasse man ihn be-
trafen. Darauf hin erwiderte der Sträf-
ling, daß er ganz gesund sei, diese epilep-
tischen Anfälle aber in seinem zehnten
Jahre schon gelernt habe und seit dieser
Zeit mit vielem materiellen Nutzen fort-
lebe. Als zehnjähriger Knabe sei er mit

einem Stück Brod in der Hand auf der
Landstraße gegangen; ein reisender Bur-
sche habe ihm das Brod abgebetelt, und als
er es hergegeben, sagte der Reisende:
siehe, jetzt lehre ich Dich die hinfällende
Krankheit, übe sie recht ein, dann kannst Du
immer essen und trinken ohne zu zahlen,
und brauchst nicht Soldat zu werden.

Der Knabe übte nun alle Bewegungen,
welche er von dem Reisenden gelernt hatte,
zu Hause fleißig ein und machte alsbald
damit die besten Geschäfte. Der Epilepsie
wegen wurde der faule Burche in keiner
Lehre behalten, der Epilepsie wegen,
welche vom Dorfschullehrer und Dorfs-
pfarrer bestätigt war, wurde er militärfrei.

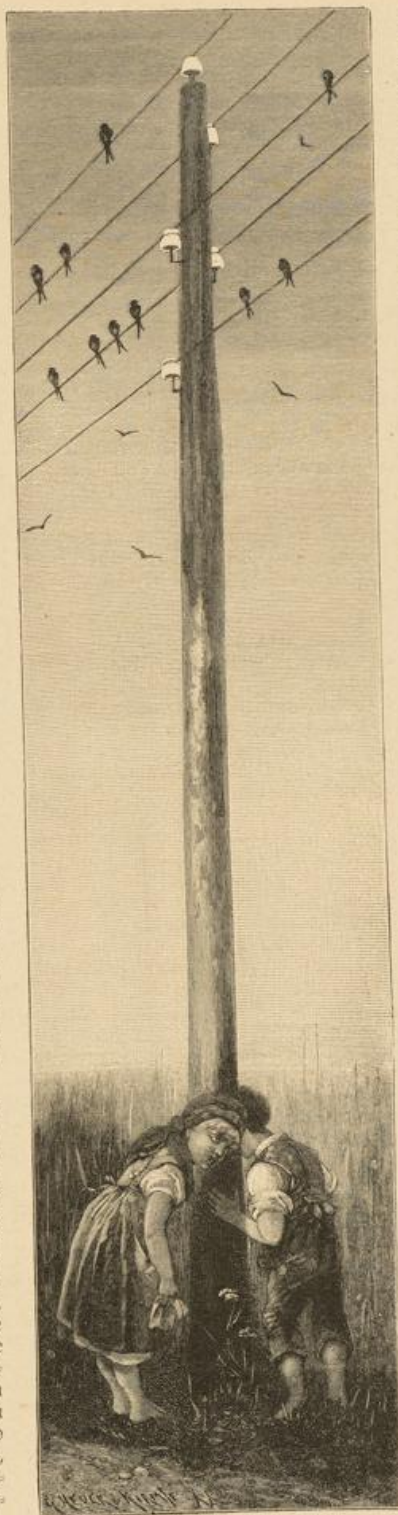
In den Wirthshäusern aß und trank er
nach Lust, und wenn es zum Zahlen kam,
stürzte er zusammen, und der erprobte
Wirth ließ ihn noch schnell nach Hause
tragen auch, weil er Sorge hatte, durch
den ekelhaften Anblick seine Gäste zu ver-
treiben. Sein Leben war ein Gemisch
von Betrug, Betteln und Stehlen. Er
war bereits zum zweiten Male im Zucht-
hause, jedesmal mit jenen Wüldereien,
die man Epileptischen gönnt.

Der erstaunte Zuchthausarzt hielt
sein Wort und verklagte den Sträfling
nicht, nahm aber einen in Kerrentauf-
heiten geübteren Kollegen mit sich in das
Zuchthaus und bat den Sträfling, vor ihren
Augen einen Anfall zu produciren. Plöz-
lich stürzte derselbe mit einem grellen Schrei
zusammen, drehte die Daumen ein, schäumte
am Munde, verdrehte die Augen, bog den
dunkelblauen Kopf stark nach rückwärts und
wälzte und schlug um einander, daß beide
Aerzte, die ihn überall beschaute und
berührte, erstaunt waren. Nach ungefähr
drei Minuten ließ der Anfall nach und
trat ein ruhiger Schlaf ein, wobei der
Sträfling plötzlich aufschaute und fragte:
„Hab' ich meine Sache gut gemacht?“

Bei näherer Betrachtung mußten aber
die Aerzte doch gestehen, daß mit größerer
Aufmerksamkeit die Simulation zu erkennen
war: Der Simulant fiel schon viel vor-
sichtiger zusammen, weil er sich den Kopf
nicht zererschlagen wollte, die Pupillen
hatten nicht die Unbeweglichkeit, der Puls
nicht die Unregelmäßigkeit, wie bei einem
Epileptiker; drehte man dem Simulanten
die eingebogenen Daumen heraus, so zog
er sie wieder ein, was bei wahrer Epilepsie
nicht geschieht. Das dunkle Gesicht während
des Anfalles war herrlich simulirt worden,
aber die Blässe nach dem Anfall brachte
er nicht zuwege. Scharfe Nuchtmittel
mochten den Simulanten niesen, während
die wirklichen Epileptiker davon nicht ge-
reizt werden.

Mit einem Wort, der Hausarzt mußte
sich sagen: Hätte ich alle Hilfsmittel der
ärztlichen Kunst zusammen genommen, so
wäre mir die Simulation nicht entgangen.
Uebrigens besitzen die Aerzte gegenwärtig
im Chloroform auch ein Hilfsmittel, wirkliche
Epilepsie und Simulation von einander zu
unterscheiden. Epileptische bekommen im
Chloroformrausch meist einen sehr heftigen
Anfall.

Epilepsie wird ziemlich häufig simulirt,
weil sie so viel Mitleid erregt, daß ein



„Na, die Deytsche!“

Nach dem Delgemälde von H. Max.

Photographie im Verlag von G. O. Sticker u. Co. in Wien.

erfolgreicher Bettel damit getrieben werden kann. In jedes Menschen Herz liegt die Neigung, einem Unglücklichen beizuhelfen, und wenn auf der Straße, in der Kirche oder im Theater ein Epileptischer niedersinkt, läuft Alles zusammen und will Hilfe bringen. Leider kann man einem Epileptischen im Paroxysmus, das heißt während des drei bis fünf Minuten langen Anfalles nicht sehr viel nützen. Aerzte wie Laien müssen sich darauf beschränken, den Kranken zu schützen, daß er sich nicht schwer verletzt, mit dem Kopfe an eine Ecke hinfällt, mit den Armen in ein Fenster schlägt u. s. f. Das Eröffnen aller einschneidenden Kleidungsstücke ist sehr zu empfehlen: Halsbinden, Korsetts, Rockbänder sollen sofort gelodert oder besser ganz abgenommen werden. Endlich soll man einen Knoten des Taschentuches, ein Korkstück, irgend etwas Festes zwischen die Zähne stecken, damit sich die Kranken nicht in Lippen und Zunge beißen, und den Kranken vielleicht auf eine auf den Boden hingeworfene Matratze legen.

Hiermit ist aber auch beinahe Alles erschöpft, womit wir während der Anfälle nützen können. Das Vorhalten von Nies- oder Niesmitteln an die Nase, das Zurufen, Anspringen mit kaltem Wasser und Reiben, das Schütteln, das Ausdrehen der eingezogenen Daumen, das Trücken der großen Hals-Pulsader und Anderes ist eher schädlich als nützlich, so oft man es auch thun sieht.

Der Erregungszustand wird durch solche Betätigungen nur noch mehr gesteigert, und die darauf folgende Schwäche wird um so größer. Der dem Anfalle folgende Schlummer soll ebenfalls durch nichts gestört werden, da er sehr zur Erholung des angegriffenen Kranken beiträgt.

In jenen Fällen, wo dem Anfalle eine sogenannte Aura (Vorläuferstadium) vorausgeht, kann der Anfall oft verhindert werden. Gehehen Störungen der Verdauung voraus, so kann ein Brechmittel vielleicht den Anfall unterdrücken. Gehehen nervöse Reizerscheinungen voraus, so kann eine Dosis Morphin, Opium, Belladonna, Hirnhorngeist und Anderes manchmal den Anfall unmöglich machen. Werden an den Armen und Füßen Vorläufer Symptome gefühlt, so hilft oft Binden und Knebeln der Glieder den Anfall hinaus zu schieben oder zu unterdrücken.

Wenn dies auch unter gewissen Verhältnissen sehr bequem und angenehm sein kann, so ist es doch nicht zu rathen, weil die Anfälle unverkennbar einen kritischen Charakter haben und das Unterdrücken einer Krise der Krankheit selbst nur schaden wird. In den meisten Fällen giebt es an und für sich kein Vorläuferstadium und der Anfall kommt so plötzlich, daß selbst eine fortwährende Ueberwachung nicht viel zu leisten vermag, weshalb man in den Krankenzimmern Wohlhabender schon der ganzen Zimmereinrichtung eine ungefährliche Form giebt. Die Möbel haben keine scharfen Ecken, den heißen Ofen umgiebt ein Gitter, das Bett ist recht niedrig, und in Heilanstalten polstert man sogar Boden und Wände.

So wenig man während der Anfälle thun kann, um so viel mehr wird gegen die Krankheit in ihren zahlreichen Ursachen selbst unternommen. Wie ich schon Anfangs erwähnte, wird nur deshalb so selten Epilepsie geheilt, weil deren Ursachen so zahlreich und oft schwer zu entdecken und schwer zu entfernen sind. Wenn man sieht, was Alles schon geholfen hat, so kann man die Krankheit wirklich keine unheilbare nennen. Man sah schon verschiedene Heilungen von stärkenden und schwächenden Mitteln, von Unterbindung der großen Halsader, von Trepanation, wechhalb und vieles Andere wurden schon mit Erfolg benutzt. In neuester Zeit haben Nervendehnungen und das Ausschneiden unverschiebbarer Narben bei sogenannten Reflexepilepsien, wo Leiden der peripheren Nerven die Epilepsie erzeugt hatten, eine große Anzahl von Heilungen zu verzeichnen. Ein gutes Krankengemache und eine genaue Untersuchung ist bei dieser Krank-

heit daher vom höchsten Werthe. Ich erinnere mich eines Falles, wo die weinende Mutter ihr zehnjähriges Knäbchen in Romberg's Klinik brachte und sagte, daß der Knabe seit vier Jahren täglich zwei bis drei epileptische Anfälle habe und schon sehr Vieles fruchtlos versucht worden sei. Eisen, Arsenik, Quecksilber, Kupfer, Zink, Baldrian, Artemisia, heilmagnetische, elektrische und Wassercuren, alles Erdentliche sei erfolglos angewendet worden. Geheimes von Romberg examinierte nun Mutter und Kind auf das Genaueste. (Romberg's Krankengemache war ja weltberühmt.) Dabei wird nicht das Geringste vergessen, nicht, ob der Knabe Leinwand oder Wolle am Körper trage, ob seine Zimmertapete etwa von einer arsenikhaltigen grünen Farbe sei, ob er auf einer Koffhaarmatratze oder einem Federbett schlafe u. A. m. Nachdem keine krankmachende Ursache herausgefunden werden konnte, fragte Romberg die Mutter noch, ob der Knabe nicht einmal gefallen sei und eine Kopfnarbe habe? Auch dieses verneinte die Mutter mit dem Bemerken, daß auch die früher zu Rath gezogenen Aerzte nach Kopfnarben gefragt hätten. Nun ließ Romberg den Knaben ganz auskleiden, auf ein Bett legen und untersuchte ihn vom Scheitel bis zur Fußspitze auf das Genauste. An der Achillessehne des rechten Fußes endlich fand er eine verwachsene Narbe, welche gegen Druck etwas empfindlich war. Die Mutter des Knaben hatte dieser Narbe nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt gehabt, weil dieselbe von einem schon in frühester Kindheit gechehenen Senfentische geblieben war. Da Romberg am ganzen Körper nichts anderes Verdächtiges fand, so ließ er den Knaben chloroformiren und diese adhaerente Narbe ausschneiden. In wenig Tagen war die Wunde geheilt und nie mehr bekam der Knabe einen epileptischen Anfall, obwohl er bisher jährlich stets 7 bis 800 Anfälle gehabt hatte.

Findet man bei Epileptischen irgendwo am Körper festgewachsene Narben, so ist immer ein Hoffnungstrahl vorhanden, durch Ausschneiden derselben die Epilepsie zu heilen. Auch eingewachsene fremde Körper können Epilepsie veranlassen. Ich nahm einem jungen Manne, welcher alle drei bis vier Wochen ein entzündetes Auge und jedesmal bald darauf einen epileptischen Anfall bekam, ein in die Hornhaut des Auges eingewachsenes ganz kleines Spizchen eines Insektenstachels heraus, und von diesem Momente angefangen kam nie mehr ein epileptischer Anfall. Solche glückliche Heilungen kennt man verhältnismäßig viele. Auch durch Nervendehnung gelingt es manchmal, Epilepsie zu heilen, wenn an den betreffenden Nerven jedesmal vor dem Anfalle ein abnormes Gefühl bemerkt worden war.

Wie ich wiederholt schon erwähnte, wird die Epilepsie so selten geheilt, weil sie so gar viele Ursachen haben kann und weil es nicht immer gelingt, die wahre Ursache zu finden und zu entfernen. Ist ein Magenleiden die Ursache und das Magenleiden geheilt, so ist damit auch die Epilepsie gehoben. So ist es auch bei Darmleiden, Nierenleiden, Herzleiden und vielen anderen. Wenn man nun für die Behandlung gar keinen Anhaltspunkt findet, nicht Ein krankes Organ entdeckt, wenn das Verschwinden von Fußschweiß und Hautausschlägen nicht nachzuweisen ist, auch keine verdächtige Narbe gefunden wird, kein auffallendes Vorläuferstadium, kein Fehler in der Lebensweise vorhanden ist, so bleibt nichts übrig, als einige Mittel abzuprobieren, unter deren Anwendung man die Epilepsie schon öfters heilen sah.

Einige Metalle: Silber, Eisen, Zinnober, Kupfer, Zink, Bromkali u. s. f., einige Mittel aus dem Pflanzenreich: Atropin, Morphin, Strychnin, Baldrian, Artemisia, Eichenmistel, endlich aus dem Thierreiche: Castoreum und Antilopenhaare haben sich einen gewissen Ruf erworben.

Viele dieser Mittel zeigen anfangs eine sehr günstige Wirkung, indem die Anfälle lange Pausen machen, nach einiger Zeit aber meist wieder häufiger werden. Das Bromkali und das Atropin neben kalten Bädungen und sorgfältiger Lebensweise leisten in dieser Richtung sehr häufig recht gute Dienste, und wie bereits erwähnt, ist es stets ein nicht zu verachtender Rath: Die ganze Lebensweise zu ändern, an einem anderen Orte mit guter reiner Luft eine der Konstitution der Kranken wohl angepasste Ernährung, körperliche und geistige Thätigkeit anzuordnen und für Ruhe des Gemüthes zu sorgen.

Unruhige Gäste.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

14.

Fräulein Valerie war wieder mal verschwunden; — wieder einmal „ihren Lieben abhanden gekommen“, wie diese Lieben selbst, wenig besorgt, da sie das schon kannten, sich hierüber ausdrückten.

So, man kannte ihre Gepflogenheiten in dieser Hinsicht seit lange recht genau und ängstigte sich durchaus nicht um die verloren gegangene. Auch Papa Excellenz zudte nur die Achseln und sagte:

„Ich weiß wie immer von Euch Allen am wenigsten etwas von dem. Sie soll ziemlich früh am Morgen ein heißes Edelweiß sammt dem dazu gehörigen ortseingeborenen Kägen gemietet haben und im Gebirge verischollen sein. Onkel Anton, im Grunde der einzige vernünftige Mensch und Fröhlichsteher unter uns, schmeipet, sie im Frühnebel jenseit des Thals und seines Sommerabendweges am Bergeshang aufwärts reitend gesehen zu haben. Allein der Gute ist bekanntermaßen auch für einen vorzüglichen Rath im Kultusministerium er hört uns doch nicht?) aufsehermäßig kurzfristig und kann sich geirrt haben. Es sind bei einem solchen Menschenzusammenflusse immer einige eigenwillige, autoritätslose, närrische Frauenzimmer mehr vorhanden, als man in engsten Familienkreise und gefelligen Circle für glaubhaft hält. Meine Maxime übrigens ist, mich in erster Instanz an das Nächstliegende zu halten, und so hatte ihre Kammerjungfer die Güte, mir die vernünftige Mittheilung zu machen: wohin das gnädige Fräulein so früh uns ausgerückt sei, wisse sie nicht, aber jedenfalls (also jedenfalls nicht unwahrscheinlicherweise) werde man sich zur musikalischen Soiree am heutigen Abend wieder einfinden. Da habt Ihr den Inhalt meines Pakets! Haben Sie eine Ahnung, können Sie uns nähere Mittheilung machen, wo das liebe Kind sich diesmal bei ‚die Hüte‘ eine Migraine zu holen wünscht, lieber Bielow? Sie hat, wie gewöhnlich bei unseren Besorgungen auf den Pfaden dieser Welt, so auch hier und jetzt mit ziemlicher Mühseligkeit Beschlag auf Ihre Veranlagung zur Geduld gelegt.“

Bei wußte keine Auskunft zu geben. Einem Gedanken, der ihm durch den Sinn schoß, hätte er unter keinen Umständen an dem heiter-behaglichen Frühstückstisch unter der Vorhalle des überküllten Hotels Ausdruck geben können. Er wies denselben aber auch sich selber vor sich; denn die Tage waren hingegangen, und nichts ist so mächtig als die hinstreifende Zeit, um der Menschen erregte Gemüther wieder auf das gewohnte Gleichmaß zu bringen. Er schwamm schon wieder so mit im Strom, zumal da auch das Fräulein vollkommen ihre alte Tonart gegen ihn angenommen hatte.

Wir lassen ihn unter dem Geplauder und dem leichten Scherz der frühlichen Sommerfestfreunde und folgen jener bergaufführenden Spur der abhanden gekommenen Schönsten im Kreise.

Es verhielt sich in der That so wie die Gesellschaft es sich aus den Berichten Adolphins und des gelehrten myopischen Onkels Anton zusammengelegt hatte. Valerie hatte ein Roth und einen Knaben für diesen Tag gemietet und war in die Berge gezogen, ohne Verwandte und Freunde vorher davon in Kenntniß zu setzen. Der gute Onkel Antonio hatte bei seiner frühen Brunnenpromenade diesmal ganz recht gesehen, als er jene lichte Gestalt auf dem Reimwege jenseit des Thals im ersten Morgenjonnenschein gleiten sah und, die Brillengläser putzend, kopfschüttelnd brummte:

„Was hat der unruhige Gast, was hat das Mädchen nun wieder vor?“

Wir aber treffen diesen „unruhigen Gast“ erst um die Mittagszeit und zwar tief genug in den Wäldern und in sonderbarer Gesellschaft, — nämlich im eingehendsten Verkehr mit den Weberkleibern der Familie Fuchs, dem alten Käfel und seinen beiden Jungen.

Wenn Fräulein Valerie ansgezogen war, den Fuchs zu suchen, so konnte sie das nicht glücklicher treffen; denn es kam leider nur selten vor, daß Jemandem der Aufenthalt desselben in der Wildniß bei rechter Arbeit und am ordentlichen Tagewerk

nachzuweisen war. Aber es verhielt sich diesmal wirklich so. Der Käfel hatte sich gleich am Tage nach dem Begräbniß seiner Fee beim Oberförster gemeldet und um Beschäftigung beim „Schneebruch“ gebeten. Und unter den Schneebruch- und Windfallhölzern des jüngstvergangenen Winters hatte er sich mit in die Reihe gestellt im Kampfe gegen die bitterböse „Bumtrodniß“ und — man mußte ihm das lassen — seit einer Woche wie Drei geschäftig gegen den Vorkentäfer.

Wie der Forst aussieht, wo der Sturm und Schneebruch gewirksamst haben und Bostrichus Typographus seine Wirksamkeit anfängt, das weiß man wohl. Lieblicher wird die Gegend nicht dadurch. Was Wind und Schneewucht nicht gebrochen haben im Nichtenbestand, das schlägt die Art so bald als möglich nieder. Gednickte und gefällte Stämme liegen dann im Wirwar durcheinander, todt, staubig-harzige grauweiße Gezwige liegt zu hohen Haufen gethürmt. Die Berglehnen werden bloß; und Felsenstragen, die der Wald seit hundert Jahren verdeckte, greinen wieder ins Tageslicht, hohnlachend hervor unter der Decke, die jetzt Menschenhand mit hastigster Eile forschafft, um — größten Schaden durch den Wurm zu verhüten.

In einem derartig durch die letzten Winter zugerichteten Thalkessel hatte Volkmar Fuchs selber jetzt eine ganz ähnliche Hütte aufgerichtet wie die, welche ihm seine Dorfgemeinde auf der Vierlingswiese gebaut hatte. Aber sein Herdfeuer, an dem er nach seiner eigenen Kunst eine kuriose Kocherei übte, glühte diesmal vor derselben unter einem vom Berghang vorstehenden Steinblock; und neben dem Feuer und Kessel war Fräulein Valerie zu einem Sitz eingeladen worden. Auch zu ihrem Theil an dem Inhalt des Kessels hatte der Käfel sie höflich genöthigt; aber für diese Höflichkeit hatte sie bis jetzt gedankt, obgleich die Sache gar so übel nicht roch, und der junge Begleiter dem Waldmann ganz verständnißvoll zunickte, mit der Zunge um die Mundwinkel leckte und mit dem Zeigefinger über die Lippen strich. Das Fräulein hatte sich mit einem Griff in ihre Kleiderstöße und einiger Chokoladefabrikantenwaare begnügt, und nun sah sie inmitten dieser abenteuerlichen Tischgesellschaft, und obgleich die zärtlichen Verwandten und guten Freunde drunten im Thal und Althotel „Vieles von ihr gewohnt“ waren, so würde ihnen doch ein solcher „Erlaß ins Extravagante“, wie Papa sich vielleicht ausgedrückt hätte, als über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehend erschienen sein, wenn ein Zauber Spiegel ihnen plötzlich die Situation an die Wand ihres Salons geworfen hätte.

Als wir an diesem Tage das schöne Mädchen im wilden Forst, unter den Windfallhölzern auffinden, war die intimste Bekanntschaft mit der Familie Fuchs bereits gemacht, und hatte Fräulein Valerie dem Käfel seine Dorf-, Wald- und Welterlebnisse, seine Familiengeschichten so ziemlich abgehört. Wir treffen Volkmar mit dem Taschenmesser in der einen Faust und dem schwarzen Brotlaib in der andern ihr gegenüber bereits am letzten Ende der Unterhaltung.

„Ich hätte das Begängniß niemals zugegeben ohne diesen Herrn, der auch Ihr guter Bekannter ist, wie Sie sagen, Fräulein. Jetzt wollen's die Kanaille im Dorf bloß auf den Doktor und die Gesundheit schieben, wie sie mich insam traktirt haben und die Frau mir haben eingehen lassen in der Einöde. Das Wildbrett, das Rieh gehört in das Dickicht, wenn es angeschossen ist oder sonst verkümmert. Der Mensch in seiner letzten Noth gehört hinter vier ordentliche Wände, und selbst wenn er keinen Groschen in der Tasche hat und am Wege gefunden ist. Mit ihrem essentialen Wohlsein! Als ob sie selber sich zum allgemeinen Besten, bei Regen und Sturmwind, auf die Vierlingswiese hinaus verfügten, wenn ihnen das Giftleber in den Knochen brennt und ihnen die Haut auseinanderreißt?! Das war die Sache, daß ihnen eben der Käfel mit seiner Fee und seinen Jungen niemals und nirgends besser wohin passte, als auf den Mist. Da war ihnen die Ordonnaiz vom Doktor Hausf das rechte gesunde Breien. Nicht Einer unter dem Volk, der nicht mit Bergnügen

Hand angelegt hätte, den Volkmar Fuchs mit seinem kranken Weibe dahin zu spediren, wohin er, nach ihrer Meinung immer, gehörte. Er hatte es ja von Kindesbeinen an darnach gemacht — faherment! Ja, ohne das liebe Fräulein Phöbe aus dem Pastorhause hätte ich ihnen schon in der ersten Nacht nach unserer Austreibung was angerichtet, woran sie über Jahr und Tag noch wieder aufzubauen haben sollten. Ohne Der ihr eigen Kopfkissen und Bettdecke — ja, ja — na, na! Na, das ist ja nun aber auch vorüber und die Welt noch vorhanden, und das Dorf habe ich ja auch stehen lassen: — hier sind wir Alle — was noch von uns übrig ist, ziemlich wohlthun und warten bei den Fichtenwärtern aufs Rächte, was uns von Oben oder Unten zu Theil werden mag. Die Fee ist ja nun in Sicherheit vor Hunger und Kummer, Regen und Wind und Schimpfgerede, und mit Spörenwagen bin ich auch so ziemlich aufs Reine, und ich würde hiervon auch gar nicht wieder angefangen haben, wenn die schöne Dame es mir nicht so heraus holte. — Da kam mir der Herr Pastor Hahnemeyer — ja Der! Da kam er mir in meiner kranken Sterbenacht und wollte mir auf seine Weise zum Verständniß reden. Ich könnte heute fast darüber lachen, denn auf seine Weise ist der eben so eine Unglückscreatur als wie ich; und wäre er jung geworden und aufgewachsen als wie ich, so wäre er heute ganz wie ich; aber umgekehrten Falls vielleicht ich noch lange nicht wie er. Der hat seinen Ingrimm und seine Lust und Rathlosigkeit auf der Erde an die Heiligkeit gewendet, darauf muß er nun bis zu Ende reifen — wir sind alle unruhige Gäste auf des Herrn Erdboden, sagt Fräulein Phöbe, — und ich, ich hätte ihn erwürgt in der Nacht nach dem Absterben meiner Anna ohne den Schlund, den er aus meiner Fleisch nahm bei der Leiche. Der hat ihm meine Faust von der Gurgel gehalten in meiner Tollwuth, und so war es nur eine Erleichterung, als er abging und uns auf der Wiese wieder bei uns alleine ließ, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß er uns mit seinem Buche und seinem Predigen nicht zur Benuß anleiten möge. Die Kinder schliefen wohl schon unter seiner Rednerei ein; aber ich habe bis an den nächsten Morgen mit Vergnügen bei meinem Weib wachgesessen und wegen dem armen schwarzen Mann grade so erleichtert hinter der Faust gelacht, wie wegen dem Lämmler, dem Vorsteher — nämlich ihrer unbändigen Verlegenheit halber. Mit dem Lachen auf den Stodzähnen ist's aber aus und zu Ende gewesen, als dann Fräulein Phöbe und der fremde Herr, Baron oder Professor oder was er ist, kamen und ihr Heil versuchten. So seine Besuche hatte ich noch mein Lebtag nicht gehabt, und werden mir auch wohl mein Lebtag nicht wieder passieren. Ein liebes Paar — liebe Dame! So vornehme Leute, wie ich nicht auf Erden für möglich geachtet habe, trotzdem daß ich doch auch mal auf dem Versuch mit meinem Herrn Grafen in Berlin gewesen bin! So grundverschieden, und doch so ganz für einander gemacht in ihrer Meinung. Grade wie wenn zwei Wasser zusammen sich geben hier im Meier, wo das eine, das im Spring von der Höhe kommt, das andere trifft, das im Thal hingeschlichen ist, wo man es kaum hörte im Dunkel und Buschwerk und wo beide sich gar nicht darüber zu verwundern brauchen, daß sie so gut zu einander passen, da sie doch von Erschaffung der Welt an vorher nichts voneinander gewußt hatten.“

„Das haben Sie sofort herausgefunden, Meister Fuchs?“ fragte Valerie, die bis hierhin ruhig und nur mit dunkel zusammengezogenen Augenbrauen den Räsel hatte reden lassen.

„Sihen Sie mal so wie ich, schönste Dame, ob Sie es da nicht auch gleich spüren, was an der Menschheit ist, die bei Ihnen eintritt und Ihnen ihre Wuth und Tollheit abhandeln will! Da thut's Manches nicht, womit der Mensch sonst beim Menschen Manches austrichtet. Nicht Grobheit und Drohung mit den Landdragonern, nicht Geld und auch nicht bloße gute Worte. Vom Hinweis auf unsern Herrgott und seinen großen und kleinen Katechismus gar nicht zu reden. Da muß das anders kommen, wenn Einem da ein Licht in seinem Glend aufgehen soll! S war mir doch, als ob meine Anna unter ihrem Sackleinen und der Haide, welche ihr die Kinder übergeschüttet hatten, lache, wie sie lachte, als Spörenwagen und ich um sie einander zuerst vor die Brust griffen. Und so hatte ich den Sonnenschein seit Wochen nicht in der Kabade gehabt, als wie die Zwei, Fräulein Phöbe und der Herr Baron, jetzt darin standen und mir ihren Vorschlag thaten. Als die in ihrer Seele Eins wurden vor dem Tode, ist

es mir in meiner Seele bloß als ein Licht aufgegangen: Und was das Paad um Dich her hast Du was gegeben, Fuchs, wo doch so was möglich ist in der Welt? habe ich mich gefragt. Und nun frage ich Sie, liebe Dame, hätten Sie Ihre Einwilligung zurückgehalten? Hätten Sie sich vor solch einem Herrn und solch einem Fräulein blamiren mögen? Ne, Sie hätten gerade wie ich Ihre Ansehtungen hinuntergeschluckt und dabei es wie eine heiße Hand um Ihre Gurgel gefühlt. Sie hätten, gerade wie ich, Ihren ältesten Feind Spörenwagen mit seinem Coelmuth freipassiren lassen, als er in der Abenddämmerung mit seinem Karren und Sarge auf die Vierlingswiese anrückte. Und am anderen Morgen, immer in der Gegenwart von dem Herrn Baron und Fräulein Phöbe Hahnemeyer, hätten Sie unter der begrabenen Baucenshande ruhig angehoert, was der Herr Pastor noch über Sie und Ihre Jungen zu bemerken hatte. — Was uns anbetrifft, so hat sich der Räsel mit seinem Mädchen und seinem Jungen hinter all' diesen neblen Leuten vom Kirchhofe weg in den Forst geschlichen, und da hat er Rathsverammlung gehalten zu Drei und gemeint: Haben die Halunken den Bau aufgeföhret, so sollen sie ihn niederlegen ohne uns. Was sie darin von uns und finden, schenken wir ihnen, Pestilenz, Aufstechung und Alles. Am thut mir aber die Liebe an, Välder, und legt Euch nicht fetter! Mit Eurer lieben Fee und Mama ist das ja nun doch anders in Ordnung gebracht, als wir es uns mit ihr vorgenommen hatten; na, und nun laßt es auch Euch so lieb sein. In die Schule holen sie Euch wohl noch nicht wegen ihres allgemeinen Wohlbestehens — also, meinswegen, melden wir uns beim Oberförster vor wegen Arbeit beim Windbruch, so weit als möglich weg aus ihrer Bitterung. Sehen Sie, liebe Dame, da steht des Räfels neues Wohngebäude, da behilft er sich nun auch ohne seine Fee! Geb' den Pott von den Kohlen, junger Räsel, heb den Deckel vom Pott, junge Fee. Also Sie wollen wirklich nicht mithalten, liebe junge Dame? Geshstosfel, dann rüde Du wenigstens 'ran.“

Die fremde junge Dame überwand den letzten Schander vor der Kochkunst ihrer Wirthin. Wie Prudens Hahnemeyer getrunken hatte mit den Armen und Glenden, aß sie mit ihnen. Sie brach ein Stück von dem schwarzen Brote, das ihr der Waldarbeiter hinschickte, tauchte es in die verdächtige Bräthe und aß. Dann wandte sie sich an ihren Begleiter und sagte mit tiefem Seufzer: „Geshstosfel, wenn wir geessen haben, wollen wir weiter.“

15.

Die sinkende Sonne dieses Tages hat Phöbe Hahnemeyer in seele- und sinnenrüttelndem Nachgrübeln und ihren Vanden in unruhigem Ersinnen und einigem Unmuth über einen Besuch gefunden, den beide Geschwister am Nachmittage zu empfangen hatten.

Die Heiligkeit als Weib, in all' ihrer Liebendwürdigkeit und Schönheit, hatte das stille asketische Pharezhaus im Gebirge überfallen, es so zu sagen mit Sturm genommen und jedenfalls durch aus nicht vorher um die Erlaubniß dazu angefragt.

Fräulein Valerie, der unruhige Gast, hatte ihr Reithier sammt ihrem Knappen nach dem Dorfzuge geschickt und war in die Laube an dem verunkelten Kirchhofe und im Schatten der Kirche eingetreten — lächelnd, sieghaft, fürstlich und vor allem mit herzbezaubernder Fremdblichkeit und Natürlichkeit.

Sie hatte nicht einmal das alte, schon biblisch bekannte Mittel gebraucht, einen Trunk aus dem Brunnen für ihren Durst zu fordern, um die Bekanntschaft einzuleiten. Sie hatte einfach gefragt, wer sie sei und wie sie heiße; hatte gesagt, daß sie drunter im Bade wohne, und daß sie eine gute Bekannte des Herrn Baron Bielow, des Jugendfreundes des Herrn Pastors, sei.

„Und entseflich heiß und staubig und langweilig ist's do unten, und Professor von Bielow, der ein so guter Freund des Herrn Pastors ist und ein so großer Lobredner dieses lieben Fräuleins geworden ist, hat mir so viel von diesem lieben, gästlichen Hause berichtet und von den Felsen und Wäldern und Leuten umher, daß ich widerstandstos das Alles selbst kennen lernen mußte. Und nachdem sie mich gestern Abend im Hotel um den letzten Funken von gutem Humor gebracht und von jeder Rücksichtnahme auf Papa, Dunkel und sonstige Familien- und Gesellschaftsgenossenschaft entbunden haben, bin ich ihnen allen heute Morgen in der Frühe durchgegangen und bin unter dem Schutz und Schirm

en: Und an
 s, wo doch
 fragt. Und
 Einwilligung
 en und jold
 rade wie ich
 e eine heisse
 de wie ich,
 delmuth frei
 inem Karren
 ou andern
 Baron und
 begabenen
 or noch über
 is anbetriß,
 nem Jungen
 in den Koch
 ten zu Drei
 art, so sollen
 n uns noch
 Alles. Am
 nicht selber!
 doch anders
 vorgekommen
 in. In die
 ollgemeinen
 s beim Ober
 als möglich
 ne, da steht
 n auch ohne
 Käfel, bei
 wirklich nicht
 rüde zu

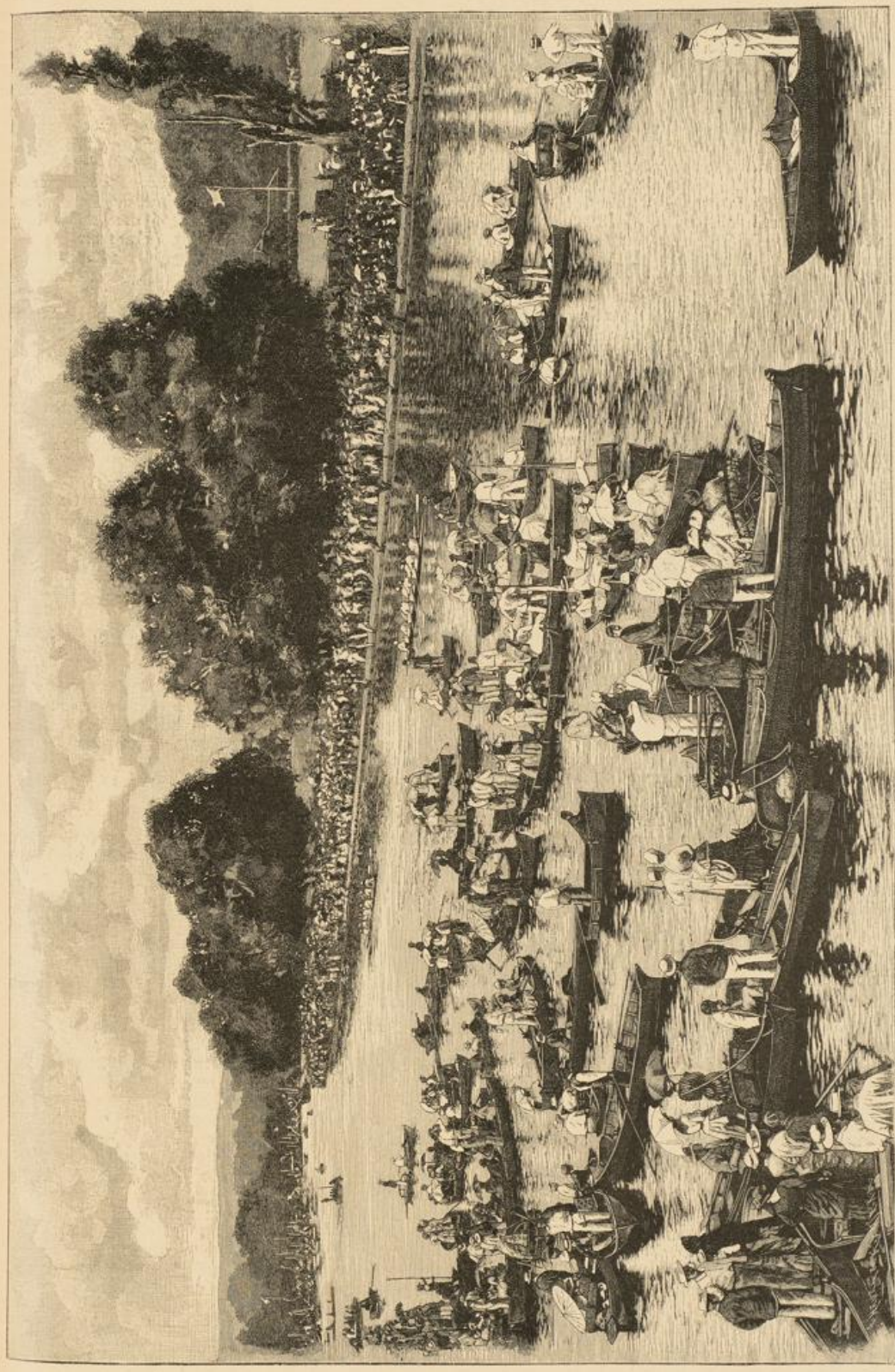
Schander vor
 er getrunken
 Sie brach
 Waldarbeiter
 of. Dann
 dem Seufzer:
 wie weiter?

Nahmeyer
 n Bruder in
 n Besuch ge
 angen hatten
 ürdigkeit und
 bedirge über
 infalls durch

hr Weithie
 und war in
 Schatten de
 id vor allen

sch bekannte
 ihren Darf
 hatte einfach
 h sie drunten
 s Herrn Leit

stilig ist's do
 Freund der
 dieses lieben
 en, gästlichen
 und Lenten
 nmen lernen
 ödel um den
 der Rückfah
 Gesellschaft
 eite Wozgen
 und Schren



Fluderregatta bei Senften auf der Rheinse.
 Nach einer photographischen Aufnahme auf Hoch geschänkt von Fritz Bergen.

des Gekostes hieher gekommen und habe mich in der Wildniß umgetrieben, um frische Luft zu schöpfen. Sehr hungrig bin ich auch; denn nur mit einem Zwieback und einer Dite voll Zuderwerk bin ich ausgeritten, und was aus mir geworden wäre, wenn mich nicht ein wilder Waldmannich ganz civilisirt zu seiner Suppe eingeladen hätte, das weiß ich nicht. Ja, Glück habe ich immer; auch dieser wilde Mann war mir schon ein Bekannter; und seine Art, sein zottiger Bart, seine Neben und seine beiden Kinder durften mir weiter keinen Schrecken einjagen. Herr von Bielow hat uns da unten fast eben so viel von dem Käfel wie von Ihnen, mein liebes Fräulein Hahnemeyer, erzählt; und da sah ich nun im Herzen der Romantik und tauchte des Käfels schwarzes Brot in seinen Topf gerade so, wie der Herr Pastor hier in jener schlimmen Nacht aus seiner Flasche getrunken hat. Die Leute vertraulich zu machen, ist ein Talent, zu welchem man geboren werden muß, Herr Pfarver. Ich gehöre von heute an vollkommen zu der Familie Fuchs. Sie hat mir stundenlang das Geleit gegeben, und nun läßt sie herzlich grüßen; und herzlich bitte ich, mir meine Undränglichkeit zu verzeihen. Papa, der leider Gottes stets wenig an seiner Tochter zu loben hat, nennt dies Valerie's grenzenlose, widerstandslose, rücksichtslose Zuversicht im Menschenverehr, und nun, bitte, fürchten Sie sich nicht zu arg davon! Lassen Sie auch mich wie Herrn Veit Bielow ein Stündchen in Ihrer Stille sitzen und ausruhen!"

Nun hatte sich freilich Fräulein Phöbe als rechtes Weib im Geheimen gefragt: „Sollte jener Mann wirklich dort unten im Thal unter den Seinigern und den Freunden über mich — über uns so laut gewesen sein?“ aber viele Waffen hatte sie gegen die wunderschöne, lachende, rauschende und doch auch wieder so ernsthaft theilnahmvoll blickende und redende Fremde, die so plötzlich auch zu einer Gastfreundin oder gar einer Freundin werden wollte, nicht gehabt. So hatte Valerie nicht nur ebenfalls in der Laube am alten Kirchhof geessen und die Urne im Thurm gehört, sondern sie hatte auch das Haus gesehen, von der Küche im Erdgeschos bis zu den Fenstern im obern Stock, denn „von dort aus sollte ja die Aussicht so wunderbar schön sein.“ Auch in Phöbe's Stübchen und Kämmerchen war sie gewesen und hatte in letztem die kleine Bleistiftzeichnung der Abotenanstalt Halah vom Nagel über dem Bett abgehoben und dieselbe sehr hübsch und interessant gefunden. Sie hatte erzählt, daß ihr guter Onkel Anton im Ministerium des Kultus an diesen wohlthätigen, barmherzigen Einrichtungen viel Antheil nehme und nach Kräften in seiner Stellung sich bemühe, dafür zu wirken. Ueber dieses war die junge Schulschwester sehr erfreut und dankbar gewesen. Auch seine Kirche hatte Prudens Hahnemeyer seinem diesmaligen Gast aus der Weltlichkeit anschließen und zeigen müssen, und die Fremde hatte sich sehr gut und still darin betragen. Sie hatte leise erzählt, daß sie auf Reisen sehr gern in solche kleine Kirchen gehe und sich still in einen Stuhl setze, vorzüglich in katholischen Ländern, wo man nicht erst den Küster mit seinem Schlüsselbund zu holen brauche. Von allerlei Kirchen, an welche diese gegenwärtige Kirche sie erinnerte, hatte sie gesprochen, hatte dann nach den Todtenkränzen hinter dem Altar gefragt und die Tafel mit den Namen der drei aus dem Dorfe im Franzosenkriege Gefallenen gelesen. Dabei hatte sie mitgetheilt, daß auch einige von ihren Verwandten mit im Felde gewesen seien, und daß ein junger Vetter von ihr, ein guter prächtiger Junge, auch vor Mey gefallen sei und bei Saint-Privat unter der Garde mit begraben liege. Hierdurch war die Rede ganz natürlich noch mehr auf Leben, Sterben und Begrabenwerden der Menschen gekommen, und da der Pastor Prudens nun wirklich nicht länger Zeit hatte, sondern in sein Studirzimmer zu seiner Predigt zurück mußte, so hatte Fräulein Valerie Fräulein Phöbe sanft unter den Arm genommen und ihr zugeflüstert:

„Wie furchtbar ernst und wie böse auf mich Ihr Herr Bruder ist, Liebste! Ich gefalle ihm gewiß nicht recht; — es thut mir leid, aber ich kann wirklich nichts dafür. Und Sie, Sie müssen doch wohl manchmal ein recht schweres Leben bei ihm haben in seiner Schweigsamkeit?! Wir wollen ihn jetzt gehen lassen zu seinen Büchern. Ach, wenn er nur wüßte, wie grade uns bunte Thörinnen im öden Lärm und Wirbel da draußen unter unserer Tanzmusik dann und wann die bitterste Sehnsucht nach solcher Stille und Ruhe wie hier um ihn und Sie überkommen mag! Dann sähe er nicht so verdrießlich auf mich hin! Bleiben Sie

freundlich, aber lassen Sie auch uns wieder ins Freie. Mich fängt an hier zu frösteln, lassen Sie uns wieder in die Sonne, Phöbe, — in dieser Kühle merkt man es erst, wie sehr die Sonne zu Einem gehört, schiene sie uns selbst auf einem Kirchhofe. Er ist zu seinen Büchern, lassen Sie uns auch gehen, Liebe, Süße; — zeigen Sie mir das Grab der Fee.“

„Das Grab der Fee?“ hatte Phöbe gefragt.

„Das letzte, das jüngste Grab auf Eurem Friedhof, Kind! In der Gesellschaft da unten war viel Redens darüber, was der Staat, die Polizei und Kirche mit dem armen Mann anzufangen habe, der wie Michel Kohhaas im Streit, nicht mit den Zunfern, sondern mit seines Gleichen liege. Ich aber möchte den Hügel seines todtten Weibes sehen, Fräulein Hahnemeyer!“

Die Stimme, mit der das gesagt oder geflüstert wurde, war plötzlich hart und rauh geworden, der Gesichtsausdruck der schönen lachenden Fremden streng und zornig. Ueberrascht, erschreckt, einen Augenblick mit unsäglicher Angst, blickte Phöbe Hahnemeyer auf den Gast, aber nur einen Augenblick; dann neigte sie das Haupt und wies stumm unter der Kirchthür mit jener ruhigen Muth, die aus der höchsten Höflichkeitsschule der Welt stammt, den Fuß an und schritt auf ihm voran. Aus Halah-Schmerzhausen wußte sie, wie verschiedenartiges Gend es auf Erden gab, und was Menschen auf ihr leiden müssen.

Sie öffnete die kleine Pforte in dem niedrigen Zaun und ließ die Fremde vorantreten:

„Dort links, dem Felsen zu.“

Die rothe Abendsonne überglänzte wieder die Gräber des Dorfes, die Klippen, Tannen und einzelnen Steinböde umher, die Berg; und die weite Ebene über die Berge hinaus. Die beiden Mädchen hatten die Schönheit und die tiefe Stille ganz für sich allein.

„Hier hat der Herr die arme Anna Fuchs in seinem Frieden gebettet.“

Valerie, ihr weißes Taschentuch in den erregten, zitternden Händen zerzerrend, flüsterte:

„Ich weiß es ja wohl, wie Sie ihm dabei geholfen haben! Von dem Freunde drunten im Kirchhause, im Karrenschwarm habe ich es gehört, auf welche liebe, aber sonderbare Weise Sie es fertig gebracht haben, den Käfel zu zwingen, Euch und der dümmen Welt zu Willen zu sein. Es verlohnte sich der Mühe!“

„D!“

Das war ein Aufblitzen des Schmerzes, des Jornes, wie ihn die junge lutherische Nonne bis jetzt nimmer in ihrer Seele erfahren hatte. War das jetzt erst die richtige Welt, von der der Herr wußte, daß es den Seinigern besser sei, wenn sie nichts damit zu schaffen hätten? Hatte jener Mann aus dem unbekanntem Treiben auch Dieses zu einem Unterhaltungsthema drunten im Lärm der Erde gemacht? Hatte er so gesprochen, daß diese Unbekannte, diese ganz unbekannt Fremde, sich das Recht nahm, so hier zu sprechen?

Wie diese rothe Sonne blendete! Und was war das? Diese Fremde, diese Unbekannte legte ihr, der armen Phöbe, jetzt heilig und doch wie schwesternlich zärtlich den Arm um die Schultern und rief weinend:

„D, wußtest Du genau, was Du thatest, als Du Dich so baudest, und ihn an Dich?! Dachtest Du nicht vorher nach, ob Du nicht Anderen — einer Anderen hierdurch wehthun könntest — für alle Zeit, für ihr ganzes armes Leben?!“

Doch nun war es, als seien die Rollen, wenn dieses der richtige Ausdruck hier sein kann, zwischen den Weiden ausgetauscht. Erbleichend und schwerathmend machte Phöbe sich frei von dem Arm Valerie's. Streng und hart sah sie ihr in das leidenschaftlich zudende Gesicht, und hart und klar war die Stimme, mit der sie fragte:

„Also deshalb sind Sie zu mir gekommen?“

„Ja, ja — ja!“

„So fragen Sie die Todte da unten und den barmherzigen Gott über uns, wenn zu Ehren ich meinen Schrecken über den Einfall überwand; wenn zu Liebe ich hierzu eingewilligt habe, D, und nun gehe wieder und laß mich allein in meiner neuen Verführung. D, Du hattest kein Recht, mich an diesem Orte so zu ängstigen. Gewiß nicht! D bitte, nun gehe zurück zu den Seinigen und laß mich versuchen, hierüber mit meinen Gedanken zurecht zu kommen; — ich habe diese Sonne jetzt wie blutig

Nammen im Auge, und kann mich nicht bestimmen. O, wie soll ich nun an diesen Mann denken, dem meine Seele eben noch nur dankbar in ihrer Zuneigung nachfolgte? O, weshalb ist Dein Freund nicht seines Weges weiter gegangen und hat uns mit unsern Röhren und Angsten allein gelassen? Gehe Du nun wieder und suche Dich auch zu bestimmen und sprich kein Wort von dieser Stunde und Stelle, bis der Herr uns

geholfen hat, bis er Dich und mich aus dieser Bewirung herausgeführt hat!"

Sie stand auf ihrem Eigenthum neben der Kuchstelle der Thee und legte die Hände zusammen und sprach jetzt, wieder leise wie ein Kind, das sein Abendgebet spricht:

„Und gib uns Deinen Frieden, Amen!“

(Fortsetzung folgt.)

Wandelungen in der Sprache.*

Schalk und Schelm.

Kann etwas macht das rosigte Antlitz unserer Damen liebreizender als eine gewisse Schalkhaftigkeit, die zumeist besitzen ist, in unachtsamen Uebertretern des Geliebten mit Redereien zu überhäufen und den Glücklichen gerade dadurch immer mehr ihrer innigen Zuneigung zu verschern, denn was sich neckt, das liebt sich, sagt das alte wahre Sprichwort.

Es ist ganz gewiß auch ein klein wenig Spottlust mit in ihren Worten enthalten, wenn Voss' Luise an ihrem 18. Geburtstag bei Gelegenheit des ihr zu Ehren „im Schatten der alten Familienbuche“ veranstalteten Familienfestes zum allgemeinen Ergötzen der traulichen Gesellschaft „schalkhaft lächelnd andrückt: Nehmen Sie mir's nicht übel, Mama hat die Köffel vergessen!“ Welch ein reizendes Bild, die unschuldige Schalkhaftigkeit der lieblichen Jungfrau dem gutherzigen Mütterchen gegenüber! Das Mütterchen kennt den neckischen Schelm zu gut, als daß sie ihm wegen seiner Worte großen möchte. Schalk und Schelm, beides zugleich ist das Töchterlein, beide sehen ja auch in unserer heutigen Sprachgebrauche einander zum Verwechseln ähnlich, und das frohstimmtrahlende Bild A. Ludwigs in Nr. 11 der „Gartenlaube“ könnte ebensowohl der kleine Schalk wie die kleine Schelmin unterschrieben sein. Und nicht erst von heute ist die Nechlichkeit der beiden Begriffe, schon das Mittelalter kannte sie und braucht nicht selten beide Worte alliterierend nebeneinander in fast gleichem Sinne. Freilich, da ist es nicht mehr heitere — unschuldige Neckerei, was sie bezeichnen, sondern kurz gefaßt eine moralisch schlechte, weitere That, und der Schalk zunächst ist nicht mehr, wie im Goethe'sner Zeit definiren konnte, „eine Person, die mit Heiterkeit und Freude Fremde einem (sagen wir als selbstverständlich hinzu: unschuldigen) Koffen spielt“, sondern ein mauvais sujet, von dem man sich aller bösen Handlungen versehen darf, und von dem das 16. Jahrhundert entkommene Volksbuch „der Froschmäuseler“ Georg Mollenhagen's in Uebersetzung sagt:

Ich hab oftmal das hören sagen,
Kein besser Recht könnt man bezeichnen,
Dm' daß der Schalk müßt selber leiden,
Was er ein'm Andern hat gethan.

Die romantische Schule, welche mit Vorliebe Worten und Wortbegriffen der deutschen Sprachvergangenheit, mit deren dichterischen Ergänzungen sie sich vorzüglich beschäftigte, ein neues, freilich zumeist nur sehr hures Scheinleben schuf, hat auch dem mittelalterlichen Schalk zu einer unglücklichen Wiedergeburt verholfen, und so ist es nicht wunderbar, daß auch in Lied's Drama „Leben und Tod der heiligen Genoveva“ (1800) Kaiser Sigfried dem Bösewicht Solo gegenüber, dessen lichtschänes Treiben er durchschaut hat, in die Worte ausbrechen kann:

„Gottloher Schalk, du kennst sie also nicht,
Die Genoveva nicht, die du verfolgst?
Die fälschlich du verlagst, die du zum Tod
Verdammt?“

Und die Schelme des Mittelalters?

Neher sie hat Luther's scharfsinniger Gequere Thomas Murner, der in seiner Jugend als fahrender Schüler Frankreich und Deutschland durchzogen und auf seinen Wanderungen Exemplare der fraglichen Gattung zur Genüge angetroffen hat, ein ganzes Buch geschrieben, das er „Die Schelmenzunft“ nannte und das im Jahre 1512 erschienen ist. Die Schelme, die er kennt und nennt, sehen freilich dem mittelalterlichen Schalk wieder sehr ähnlich, es sind keine harmlosen Neckler in der optimistischen Färbung des Wortes von heutzutage, sondern sie verüben „alles möglichen mutwillens schalckreien und bübereien“, und wie in der Gegenwart, so predigt er auch von der Kanzel herab gegen sie. Ein

Schelmestreich von damals ist daher von einem unserer Tage wohl zu unterscheiden. Und in dem auf Murner's Thätigkeit folgenden Jahrhundert giebt es eine förmliche Romangattung, die sich mit dem Leben und den erwählten Geniestreichen dieser Schelme beschäftigt: es sind die an spanische Vorbilder sich anlehenden Schelmenromane des 16. Jahrhunderts, und diejenigen, deren buntbewegtes, abenteuerliches Leben sie behandeln, sind Landstreicher, Bagabunden und meistens rohe und ausschweifende Gesellen. Die Memoiren des Ritters Hans von Schweinichen's, welcher hart gegen das Ende des angezogenen Jahrhunderts als Abenteurer im Lande herumzog, sind ungefähr als das erste Beispiel ihrer Gattung anzusehen, dem dann schnell hinter einander, erzeugt von dem entgegenkommenden Verlangen des Publikums jener dreihundertigen Tage, andere folgten, und die endlich in dem 1669 erschienenen „Simplicius Simplicissimus“ Grimmelehausen's gipfelten. Im Dänischen hat das Wort heute noch die Bedeutung Schurke, und man sieht, daß dieselbe traditionell wohl berechtigt ist.

So bezeichnen also auch im Mittelalter Schalk und Schelm fast noch dieselben, im Ganzen wenig vertrauensverwendenden Individuen. Je weiter wir indes sprachlich zurückblicken, desto scharflicher nimmt die Nechlichkeit der beiden Wortbegriffe ab. In der mittelhochdeutschen Sprachperiode des 11. bis 14. Jahrhunderts bezeichnet der schelme zwar immer noch, oder vielmehr bereits den Schuft, der schalck dagegen zumeist einfach den „Knecht“ des Hauses, zu dessen Charakterbilde noch durchaus nicht immer Bösheit und Hinterlist als notwendige Attribute hinzuzudenken sind, und wenn wir auf das Gothische zurückgehen, in das uns nur noch der Schalk, nicht mehr der Schelm begleitet, so finden wir hier in den Worten des ersten deutschen Bibelübersetzers, des Gothen Wlffas:

„Nist siponeis ufar laisarja, nih skalks ufar frauin seinamma.“††

unser Schalk in seiner ursprünglichen, keinerlei böse Färbung des Charakters enthaltenden Bedeutung Knecht, Diener vor. Und auch in dieser Bedeutung hat er sich fortentwickelt, ja gerade in ihr wird er uns, je mehr wir uns von jener Zeit aus der unsrigen wieder nähern, um so interessanter, nicht freilich als Knecht an sich, sondern in seinem verengten Begriffe als Knecht des oder der Pferde (marah, mare, Mähre) des Herrn, als marahschalk oder — Marschall. Und wahrlich, nicht lange ist der so entstandene Marschall einfach der Knecht der Kofse geblieben, gar schnell ist er avancirt; er wird zunächst zum Hüter des gesammten Marschalls seines Gebietes, und wenn es in unserem Nibelungenliede heißt

„Dankwart der was marschale“,

so haben wir in demselben keinen Geringeren vor uns als des grimmen Hagen Bruder, einen Keden hochgeehrt. Er tritt in dem Vollgewicht der Würde auf, welches das 13. Jahrhundert dem Marschall belegte, also etwa als Oberstallmeister und als Führer der reißigen Mannen des Reiches. Ja das wichtige Amt wurde im 14. Jahrhundert sogar erblich und blieb in der Folgezeit bei dem Hause Wettin, so daß der Herzog von Sachsen zugleich des deutschen Reiches Erzmarschall war. Aus der Amtstätigkeit dieser mittelalterlichen Marschälle und besonders aus dem einen Zweige ihrer Funktionen, der sie als Führer der kaiserlichen Kriegsmannschaft darstellte, hat sich denn allmählich die heutige hohe militärische Würde herausgebildet, wie sie der allbekannte „Marschall Bornhörs“, wie sie der kriegsberühmte Prinz Friedrich Karl, wie sie General von Manteuffel trug, und wie sie heute noch selbst der Kronprinz des Deutschen Reiches und Wollfe tragen. Welch eine Entwidlung des ursprünglich so einfachen Wortbegriffes!

Dr. Söbns.

† Heranzugehen von A. Diekmann, Leipzig, Jahrgang 1862.

†† Der Jünger ist nicht über seinen Weiber, noch der Knecht über den Herrn. Matti. 10, 24.

* Bergl. „Gartenlaube“ Jahrgang 1883, Nr. 39, S. 639 und Jahrgang 1884, Nr. 20, S. 236.

Blätter und Blüten.

Dienstboten-Ehen in Rußland. Was würde wohl eine unserer deutschen Hausfrauen dazu sagen, wenn eines schönen Tages das naheste Dienstmädchen Wilhelmine vor sie mit den Worten träte: „Gnädige Frau! Nächsten Sonntag heirathe ich, und zwar den künftigen Wilhelm vom Herrn Doktor drüben. Sie werden mir gewiß die Ehe ant thun, an der Hochzeit theilzunehmen. Montag früh bin ich wieder da.“ Unsere „Gnädige“, wäre sie in den Ueberrassungen der Dienstmädchenstreichs noch so erhaben, würde gewiß denken, sie sei plötzlich aus den Wolken gefallen, und nach einiger Erholung von dem grenzenlosen Staunen würde der erwarteten Hochzeitseinladung mindestens eine Fluth von Ansehensbesprechungen über vierwöchentliche Kündigung und andere im Gefindebuche

abgedruckte Paragraphen folgen. Heute heirathen und morgen weiter als Dienstmädchen dienen, das ist in Deutschland undenkbar, wo Ehe und eigener Hausstand zwei unzerrennliche Begriffe bilden.

Aber — andere Länder, andere Sitten — sagt das Sprichwort, und in Rußland bestreitet es in einigen Städten keineswegs, wenn der gute Ivan vor seinen Herrn oder seiner Herrin mit einem mächtigen Kniefall niederkniet und die Bitte an sie richtet: nächsten Sonntag bei der Hochzeit mit seiner Tania von drüben oder seiner Grudka aus der Vorstadt die Rolle des Trauwaters oder der Traummutter zu übernehmen. Die also anderere Herrschaft weiß wohl, daß Ivan und Tania wegen der Heirath ihren Dienst nicht verlassen und das Verprechen des gemeinsamen Tragens

von Freud und Leid, das sie sich fürs ganze Leben zuschwören werden, nur für Sonn- und Feiertage als bindend erachtet.

Und so wird hier der feierliche Akt wirklich vollbracht. Die Herrschaft stiftet das unumgänglich nötige Heiligensbild, und nach vollzogenem Ehebündnis und noch vollendetem Hochzeitsmahl kehrt jedes der „jungen Eheleute“ auf seinen Posten zurück und dient weiter in verschiedenen Häusern.

Ein sonderbares Familienleben! An Werktagen sehen sich die Gatten höchstens im Fluge, wenn sie sich zufällig auf der Straße begegnen; nur an Feiertagen, die, nebenbei gesagt, in Ausland häufiger im Kalender auftreten als bei uns, suchen sie redlich den Spruch zu bewahrheiten:

„Die Hand, die Samstags ihren Besen fñhrt,
Dich Sonntags wird am besten kareffiren.“

Selbst der Kindersegen kann diese eheliche „Zwei-Häuser-Theorie“ nicht erschñttern, denn es finden sich freis Basen und Tanten, welche die Kleinen gegen billiges Entgelt in Erziehung nehmen. Die Gatten aber arbeiten unverdrossen fort und sparen fleißig, nicht um ihre längst geschwundenen Mitterwochen zu genießen, sondern um gemeinam ihren Lebensabend zu verbringen. Ist nach Jahren das nötige Stämmchen voll, so wird ein kleiner Handel begonnen oder auf dem Lande ein kleiner Hof gekauft, und die „erfahrenen Eheleute“ leben alsdann unter den Bauern in nicht geringem Ansehen. Und sonderbar, diese Ehen sind zumeist gut und glücklich. Ein Spötter jagte allerdings: sie wären es darum, weil sich die Gatten nur selten sehen.

Nothsignale auf Eisenbahnen früherer Zeit. Schon in den ersten Jahren des Eisenbahn-Betriebes stellte sich das Bedürfnis nach Vorrichtungen heraus, welche im Nothfalle die Verständigung des reisenden Publikums mit dem Zugpersonal ermöglichen konnten. So waren auf einigen Bahnen in den damals noch unbedeckten Wagen dritter Klasse rothe Fahnen vorhanden, durch deren Hin- und Herbewegen man die Aufmerksamkeit der Beamten erregen und den Zug zum Anhalten bringen konnte. Das reisende Publikum machte hiervon mißnuhter, zum allgemeinen Argerniß und zum Verdruß der Beamten, den ausgedehntesten Gebrauch; bisweilen unter den lächerlichsten Vorwänden. Beispielsweise wird uns von einer Dame erzählt, welche, das Waqniß der ersten Eisenbahnfahrt miterlebend, den in voller Fahrt begriffenen Zug mitten im freien Felde halten ließ, weil sie glaubte, daß der Zug zu schnell fahre, als daß er auf der nächsten Station, wo sie ansteigen wollte, werde halten können. Ein andermal alarmirte ein Mitreisender das Zugpersonal, weil ihm durch den scharfen Luftzug seine Mütze entführt worden sei und er ohne diese notwendige Kopfbedeckung die Reise nicht fortsetzen könne.

Die Bahnverwaltungen waren im Interesse eines geregelten Betriebes genöthigt, den Gebrauch dieser Signale mehr und mehr einzuschrñnken und mißbräuchliche Benutzung mit Strafen zu belegen.

„Pst! die Depesche!“ (Mit Illustration S. 541.) Das reizende Genrebildchen ist frisch aus dem Leben herausgegriffen und erinnert Jeden unwillkürlich an seine eigene naive Kinderzeit, wo in dem feinen Kopfe gar sonderbare Gedanken über die in dem Telegraphendraht dahineilende „Depesche“ ihren Spul trieben. Der Künstler, dem wir diesen originellen Schmuck unserer heutigen Nummer verdanken, ist Professor Heinrich May in Wien, der jüngste Bruder des rñhmlichst bekannten Gabriel May. Er wurde 1847 in Prag geboren und lieferte schon viele von der Kritik gñnstig beurtheilte Kunstwerke, unter denen namentlich „Die Klostermalerin“ und „Ein Wiedersehen“ hervorzuheben sind. Auch die Gattin von Heinrich May, die Florentinerin Ehler, ist eine geschñtzte und unter dem Kñnstlernamen May-Ehler bekannte Genremalerin. Eines ihrer letzten Bilder „Die Kñstlermalerin“ ist vor Kurzem vom österreichischen Kaiser gekauft worden.

Der Werth eines Geldstückes kann mit der Zeit ein unerhört großer werden. In London wurde vor Kurzem eine Sammlung seltener Münzen versteigert und für einen sehr alten Penny, ein Geldstück, dessen Werth etwa 8 Pf. beträgt, die nette Summe von 600 Mark bezahlt.

Inhalt: Interner Birnbaum. Von Th. Fontane. S. 533. — Prom. Illustration. S. 533. — Eine Ruderfahrt auf der Themse. Von Wiltb. J. Brand. S. 533. — Illustrationen S. 536 und 537, 538, 539, 540 und S. 545. — Epiterie. Eine kleine Mittheilung von Geheimrath von Nuchson in Wñndsen. S. 540. — Unrabige Wñlle. Ein Mann aus der Gesellschaft. Von Wilhelm Raabe (Fortsetzung). S. 543. — Wandlungen in der Sprache: Schall und Schelm. Von Dr. Zöms. S. 547. — Blätter und Wñndsen: Fests-Ehen in Ausland. S. 547. — Nothsignale auf Eisenbahnen früherer Zeit. S. 548. — „Pst! die Depesche“. S. 549. — Mit Illustration S. 541. — Der Werth eines Geldstückes. — An die Wñrdthätigkeit und Großmuth der Glücklichen. — Kñrzel Kurzweil: Ziffern-Kryptogramm: „Der Berg“. — Auflösung der Schachaufgabe Nr. 3 in Nr. 31. — Auflösung des Räthfels in Nr. 31: Befind. Buch. — Kleiner Briefkasten.

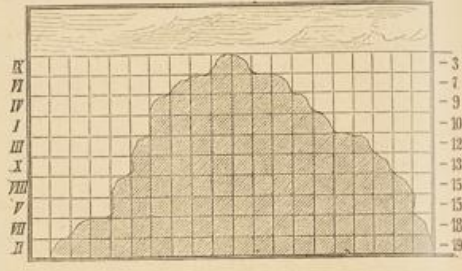
An die Wñrdthätigkeit und Großmuth der Glücklichen wendet sich eine arme Mutter für ihr unglückliches Kind. Eine Beamtin mit 150 Mark Jahrespension wurde in der Erziehung ihrer übrigen drei Kinder bis jetzt von ihrer ältesten Tochter unterstützt. Als Mädchen von 19 Jahren Lehrerin an einer über 80 Schüler und Schölerinnen zählenden Klasse einer Volksschule und nebenbei noch in Privatunterricht thätig, hat sie sich durch diese Ueberanstrengung ein Augenleiden zugezogen, das sie jede fernere Lehrtthätigkeit verbietet und den Genuß sñdlicher Luft als einziges Lebensrettungsmittel vorschreibt.

Die Kñrnte weist derzeit in Meran zur Kur; nächsten Monat bezieht sie ihr letztes Verheerungsgelalt. Dann ist sie vollstñndig mittel- und rathlos. Arzt und Obrigkeit aber bezeugen mit warmen Worten die Wñrdigkeit im Noth der Bittenden.

Zur Entgegennahme von Gaben ist die Expedition der „Gartenlaube“ bereit.

Allerlei Kurzweil.

Ziffern-Kryptogramm: „Der Berg“.



Auflösung der Schachaufgabe Nr. 3 in Nr. 31.

Weiß:
1. D a 3 - e 7
2. D e 7 - f 8 †
3. T d 5 - d 8 †
4. T d 5 - e 8 resp. g 8 matt.
Auf 2. ... K g 6: folgt 3. D g 8 † wech 4. D g 4 matt.
Balkanten: a) 1. ... T g 8; 2. S g 4, e 6; T oder L a 5 (S d 7, S a 6; 2. e 6) (T: S d 7) z. oder 2. ... beliebig anders; 3. D g 5 † resp. f 6 † z. (2. S g 4, S d 7, S e 7) g 1 a m e l t f i n d t? keine Antwort eingegangen ist.
b) 1. ... L f 4; 2. S g 4, K g 8; 3. T g 6 † z. oder 2. ... K: T (T: T); 3. D e 6 † z. — a) 1. ... K: T; 2. S g 4 †, K g 7; 3. D g 6 † z. — auf sonstige Lüge entschieden: 2. S h 5 † der 2. S e 8 † z.

Auflösung des Räthfels in Nr. 31: Befind. Buch.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

Hr. A. D. in Demmin. Wir vermögen Ihnen leider keine Auskunft zu geben, da auf unsere Anfrage im Kleinen Briefkasten der Nr. 18. dieses Jahrganges: „Wer laßt gebrauchte Worte, Schreibfedern, alte Glöckchen, alte Bücher?“ keine Antwort eingegangen ist.
Hr. B. in England. Nein, wir können Ihnen nicht dazu rathen.
Hr. „Alteine“, Alas G., Sch.-Waldhaus, A. W. in Dresden. Nicht gekant.
H. E. in A. Wir empfehlen Ihnen das „Lehrbuch des Schachspiels von Jean Dufrenoy“ (Verlag von Schöningh Neudamm) in Leipzig, vierte Auflage, Preis geb. 1 M. 50 Pf. ein vorzügliches Werk, welches sich trotz des kñnstigen Preises durch Verbilligung auszeichnet.
H. E. in Frankfurt a. M. Es mangelt uns leider an Zeit und Raum, um Ihnen die gewünschten Kommentare zu geben.
H. R. in W.-g. In solchen Fällen müssen Sie sich unbedingt persönlich an ein Amt wenden.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

In unserem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

„Gartenlaube-Kalender“ für das Jahr 1886.

8. 251 Seiten mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, eleg. geb. Preis M 1,50.

Der Kalender, im Geiste der „Gartenlaube“ geschrieben, enthält neben zahlreichen praktischen Nachweisen und Notizen eine Fülle unterhaltender und belehrender Beiträge und wird sich dadurch, wie wir hoffen, rasch Eingang in die deutsche Familie verschaffen.

Leipzig, im Juli 1885.

Ernst Keil's Nachfolger.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Reuner in Stuttgart. Redacteur Dr. J. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von A. Wiede, sammtlich in Leipzig.